

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**Februar 2/2003**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Kurt Josef Wecker Eine winzige Geste	33
Rainer Dillmann Mit Jesus Streiten lernen	35
Elisabeth Neuhaus Geistliche Gemeinschaften	40
Rainer Gattys Kirche - Kunst - Seelsorge	45
Rudolf Laufen Gotthold Ephraim Lessings Religionstheologie	49
Manfred Glombik Praktische Arbeiterseelsorge	59
Literaturdienst: Reinhard Körner: Das Vaterunser Ulla Berkéwicz: Vielleicht werden wir ja verrückt Alfred Läßle: Adolf Hitler - Psychogramm einer katholischen Kindheit Joachim Fest: Der Untergang - Hitler und das Ende des Dritten Reiches	61

---

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Kurt Josef Wecker, Hengebachstr. 28,  
52396 Heimbach | Prof. Dr. Rainer Dillmann, Dahler  
Heide 48, 33100 Paderborn | Elisabeth Neuhaus,  
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Pfarrer Rainer Gattys,  
Ardennenstr. 117, 52355 Düren-Lendersdorf |  
Dr. theol. Rudolf Laufen, Paulusstr. 14, 40237 Düsseldorf |  
Manfred Glombik, Tosmarblick 35, 31141 Hildesheim

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,  
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois  
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |  
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,  
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,  
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro  
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Kurt Josef Wecker

## Eine winzige Geste

Am Portal des Februar (im römischen Kalender: Februarius = der Reinigende) steht das Evangelium des Begegnungsfestes und eine wortlose Geste: Marias Gebärdensprache. Sie übergibt Gottes Geschenk. Ein alter Mann darf ein fremdes Kind halten (Lk 2,28). Die runzlige Haut des Kindes und die runzlige Haut des Alten berühren, begegnen sich. Der, der die Welt hält, lässt sich in eine winzige Episode verwickeln und wird von Simeon gehalten. Einer von uns feiert in sterblichen Händen Gottesdienst.

Februarius! Reinige, Herr, die Augen unseres Geistes! Reinigen will mich das Evangelium von der Mentalität des religiösen Besitzstandsdenkens: Maria lässt das Kind los: Es ist nicht nur *ihr* Kind. Sie wiederholt darin noch einmal die Weihnachtsgeste des Schenkens: Sie teilt die Freude. Sie gönnt einem anderen Menschen einen Glücksmoment: Er – für dich! Und Simeon, der Prophet mit den guten Händen, deutet ihr an: Eines Tages wirst du das Kind in ganz andere, brutal zupackende Hände geben. Die Muttergottes, die kommende Pietà, steht nur dabei und lässt einen anderen die heilige Rolle des Christophorus spielen. Sie sieht zu, wie der lange Advent eines Menschen in ein sehnsüchtig erwartetes Christfest übergeht. Der Tempel wurde Simeon zum lebenslangen Wartesaal; doch übersteigt die Ankunft des Ersehnten die kühnsten Erwartungen. Anders wohl als Hirten und Weisen darf er Ihn anfassen (1Joh 1,1): Er darf sein Heil mit Händen greifen.

Dieser Vertrauensbeweis Marias im Tempel vergegenwärtigt sich im Raum der Kirche: Ihr dürft euer Heil nicht nur von Weitem sehen und bezeugen. Maria reicht

ihn uns herüber. Ich überlasse Ihn euch zu treuen Händen: Das neue Leben ruht in Händen der alt und runzlig gewordenen Kirche! Bedenkt, wen ihr halten dürft! Möge der, der euch in Händen liegt, unter die Haut gehen! Damit euch der Mund übergeht und ihr zu singen beginnt wie Simeon, der aus alten Worten ein neues Lied komponiert. So vertraut und handlich Er euch oft ist: Bedenkt: Ihr haltet ein *fremdes* Kind! Ihr nehmt es euch nicht eigenmächtig, ihr empfangt es! Euch ist ein Wort überlassen und eine zerbrechliche Speise: Die Liebesgesten des menschgewordenen Gottes sind in Menschenwort und Brot eingewickelt – wie ein Wickelkind.

Februarius! Gereinigt werde die Kirche vom Vorurteil der Statistiker und auch älterer Gemeindeglieder, das da melancholisch lautet: „Die Jugend ist die Zukunft der Kirche“. Das klingt wie: Wir sind für Gott und seine Kirche zu alt. Mit uns könnt ihr nicht mehr rechnen! Als seien alte Menschen für Gott zu alt! Als könnte eine Pastoralstrategie sie abschreiben. Als könne der hochbetagte(!) Gott (vgl. Dan 7,9) mit alten Menschen wie Simeon und Hanna nichts mehr anfangen. Die Zukunft der Kirche ist keinem bestimmten Lebensalter anvertraut, es liegt als Kind, als essbares Gottesbrot, als verfliegendes Wort in offenen Händen und aufmerksamen Augen aller adventlichen Menschen. Ihr alle dürft das ewige Leben in eure sterblichen Arme nehmen. Für diese „Handkommunion“ ist es nie zu spät!

Februarius! Gereinigt werde der Priester von der Versuchung blinder Routine. Vom Priester schweigt Lukas. Obwohl Maria wohl auch ihm das Kind übergab. Warum

übersieht Gottes Wort den diensttuenden Priester? Weil dieser Gottes Nähe übersieht? Sah das Kind zu gewöhnlich, zu sensationsarm aus?

Erlaubt es der Zeitmangel nicht, für einen Augen-Blick dem Kind ins Auge zu schauen? Warum wurden routinierte Handgriffe nicht unsicher, zögernd? Hat der Tempelmann nur einen Gottesdienst hinter sich gebracht? Bedenke was du tust! Unsere Seelsorgerhände und -augen mögen vom Geist Gottes gereinigt werden. Der nahe Gott geht das Risiko ein, dass ich in Gedanken, Worten und Werken mit ihm „hantiere“ wie mit einem heiligen Gegenstand. Und will doch mit erwartungsvollem Herzklopfen angefasst werden!

Wer das Kind so hält und wahrnimmt wie Simeon, als spätes Weihnachtsgeschenk, der bekommt auf wunderbare Weise die andere Hand frei zum Segen (Lk 2,34). Möge der Februar ein Reinigungsmonat werden! Gegenseitig reichen wir uns den fremden und zugleich vertrauten Gott. Und in diesem Gestus des Gebens und Nehmens und Loslassens wird Kirche.

Liebe Leserinnen und Leser,

ein biblisches Thema am Anfang eines Heftes im Jahr der Bibel mag allgemeiner Erwartung entsprechen. Überraschen könnte aber das konkrete Thema. Nicht der liebende und barmherzige Jesus, sondern der streitbare Jesus, der gerade auch als solcher zur Verkündigung in der Kirche gehören sollte und gegen falsches Schweigen seine Stimme erhebt. Autor des Beitrags ist **Prof. Dr. Rainer Dillmann**, Professor für Biblische Theologie und Exegese an der KFH NW in Paderborn.

**Elisabeth Neuhaus**, Referentin für Spiritualität und liturgische Bildung in der Hauptabteilung Seelsorge des Generalvikars

im Erzbistum Köln, fragt angesichts des weiten Feldes von geistlichen Gemeinschaften nach Kriterien, um zu prüfen, was der Bereicherung kirchlichen Lebens dient und wo Korrektur angesagt ist.

Im Sinne der Vorstellung von pastoralen Projekten berichtet **Pfarrer Rainer Gattys** aus Düren-Lendersdorf über die Einbeziehung bildender Kunst in die seelsorgliche Arbeit in zwei Pfarreien, vor allem auch unter dem Aspekt von deren Zusammenführung zur Weggemeinschaft.

In Zeiten der Pluralismen und Relativismen geht **Dr. Rudolf Laufen**, stellvertretender Leiter des Instituts für Lehrerfortbildung in Mülheim, der immer wieder gern zitierten Ringparabel aus Lessings „Nathan der Weise“ nach, scheint sie doch in der schwierigen Frage nach dem Verhältnis der Wahrheitsansprüche der verschiedenen Religionen eine Lösung anzubieten. Die genaue Lektüre des Dramas wie vor allem die Einordnung in Lessings Religionstheologie zeigen jedoch: Es geht nicht um die Vermittlung zwischen den Religionen, sondern um deren Auflösung.

Der letzte Beitrag schließlich von **Manfred Glombik**, Personaldezernent der Fachhochschule Hildesheim, gibt Anstöße zur Arbeitseelsorge.

Am Ende dieser Zeilen sei in Trauer und Dankbarkeit des Pastoraltheologen **Pater Professor Dr. Hermann Kochanek SVD** gedacht, der nach langem Leiden am Heiligen Abend 2002 gestorben ist. Pater Kochanek war dem Pastoralblatt sehr verbunden. Zuletzt hatte er das Dokument „Zeit zur Aussaat“ vorgestellt und durch seine Analyse eine wertvolle Lesehilfe gegeben.

Möge Gott, der ihn aus diesem Leben herausgerufen hat, sich ihm als der erweisen, „der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4,17) und so zur Erfüllung seines und unseres Glaubens werden.



# Mit Jesus Streiten lernen

Das Bild vom liebenden Jesus ist in Katechese und Religionsunterricht weit verbreitet. Es scheint alle anderen Jesusbilder überlagert und in den Hintergrund gedrängt zu haben. Die Überlieferung der Evangelien zeigt uns aber auch andere Züge: einen Jesus, der erregt ist, der sich provozieren lässt, der bereit ist, sich mit seinen Gegnern auseinanderzusetzen, der mit ihnen streitet und sogar mit deren Untergang droht. Diese Aspekte der Jesusüberlieferung sind heute weitgehend verdrängt; ihnen soll im Folgenden nachgegangen werden. Dabei beschränkt sich diese Darstellung auf die markinische Tradition. Jesu Auseinandersetzungen mit seinen Gegnern lassen sich hier in zwei Bereiche gliedern: den Streit um die Auslegung der Tora und die Auseinandersetzungen um den Tempel.

## 1. Streit um die rechte Auslegung der Tora

### 1.1 Der Anstoß

Im Mittelpunkt der galiläischen Streitgespräche steht die Tora und ihre rechte Auslegung. Sie werden mit der Heilung des Aussätzigen in Mk 1,40-45 eröffnet. Diese Erzählung berichtet zweimal von einer heftigen inneren Erregung Jesu: „und ergriffen – nach einer anderen, schwierigeren Lesart: erzürnt – ausstreckend die Hand berührte er ihn“ (Mk 1,41); „und anschnaubend ihn, sogleich warf er ihn hinaus“ (Mk 1,43).

Meist wird diese Erregung im Sinne einer „pneumatischen Erregung“ verstanden.<sup>1</sup> Damit ist aber nur ein Teilaspekt genannt. Die Seitenreferenten – Matthäus und Lukas

– hielten diesen Zug wohl für entbehrlich; jedenfalls fehlt er in deren Version der Erzählung. Für Markus muss also dieser Zug von besonderer Bedeutung gewesen sein.

Aussätzige galten als lebendig tot; sie wurden aus der Gemeinschaft ausgesondert; das Betreten der Stadt Jerusalem war ihnen untersagt (vgl. Lev 13). Wer von Aussatz befallen ist, ist ein zutiefst bedauernswerter Mensch. Von diesem Elend ist Jesus betroffen – Stier übersetzt hier treffend: „Es ward ihm weh ums Herz“ – und er berührt den Aussätzigen. Angesichts des Aussätzigen und – so darf man wohl ergänzen – des ganzen Elends, das einen solchen Menschen trifft, ist Jesus innerlich tief bewegt und lässt sich zu einer Handlung hinreißen, die nicht einfach mit der Tora in Einklang zu bringen ist.

Kaum ist der Aussätzige geheilt, geht Jesus sichtlich auf Distanz zu dem Geheilten: „und anschnaubend ihn, sogleich warf er ihn hinaus“ (Mk 1,43). Der Leser gewinnt den Eindruck, dass die von der Tora geforderte Distanz zu einem Aussätzigen, die Jesus angesichts des konkreten Elends nicht einhalten wollte und/oder konnte, jetzt – nach dessen Heilung – von Jesus wieder hergestellt werden soll. Jesu Handeln erscheint somit widersprüchlich: Um des Menschen willen lässt er die von der Tora geforderte Distanz vermissen. Sobald er sich dessen bewusst wird, versucht er, diese Distanz wieder herzustellen. Der Geheilte jedoch verhindert dies. Entgegen der Anordnung Jesu zeigt er sich nicht dem Priester und bringt auch nicht das vorgeschriebene Opfer dar, sondern verkündet überall das Geschehene. Jesus selbst zieht sich deshalb an einsame Orte zurück – d. h.: Er meidet die Gemeinschaft der Menschen.

Markus hat diese Heilungsgeschichte vor die galiläischen Streitgespräche gesetzt, die mit Mk 2,1 einsetzen und an deren vorläufigen Ende der Beschluss der Gegner Jesu steht, ihn zu vernichten (vgl. Mk 3,6). Er zeigt uns darin einen Jesus, der sich von dem Elend eines Aussätzigen provozieren lässt und sich durch sein eigenes Handeln in eine gewagte Distanz zur Tora bringt. Der Ver-

kündigung der Herrschaft Gottes tut dies keinen Abbruch. Im Gegenteil: Die Menschen strömen von allen Seiten zu Jesus. Auf diese Weise lernt Jesus, dass die Verkündigung des Evangeliums notfalls auch unter Missachtung der Anordnungen des Mose und in Distanz zu ihnen erfolgen muss. Zugleich benennt die Erzählung ein wichtiges Kriterium, das eine solche Missachtung notwendig macht: die Not und das Elend eines konkreten Menschen. Was Markus im Anschluss an die Sabbatfrage eher abstrakt formuliert, ist hier bereits narrativ vorweggenommen: „Der Sabbat (die Tora) wurde wegen des Menschen und nicht der Mensch wegen des Sabbats (der Tora)“ (Mk 2,27).

## 1.2 Die Entfaltung

Auf die Erzählung von der Heilung des Aussätzigen folgt unmittelbar die erste Gruppe der galiläischen Streitgespräche (Mk 2,1-3,6). Sie kreisen alle um Fragen der jüdischen Lebenspraxis: um das Problem der Sündenvergebung (Mk 2,1-12), um die Tischgemeinschaft mit Zöllnern und Sündern (Mk 2,13-17), um die Fastenfrage (Mk 2,18-22) sowie um den Sabbat. Letzteres wird in zwei Perikopen behandelt (Mk 2,23-28; 3,1-6). Auf den ersten Blick scheinen diese Streitgespräche eher zufällig zusammengestellt zu sein. Die literarische Gattung der

einzelnen Perikopen wechselt. Neben zwei Heilungserzählungen finden sich Streitgespräche und eine Berufungsgeschichte.<sup>2</sup> Eine genaue Analyse lässt jedoch eine bewusste und zielgerichtete Komposition erkennen: Die Streitgespräche setzen mit der grundlegenden Frage nach der Gottesbeziehung ein und enden mit der Feier des Sabbats als Tag des Heils. Jesu Agieren und sein Argumentieren gegenüber seinen Gegnern orientiert sich an dem zuvor aufgestellten Kriterium: Not und Elend konkreter Menschen bestimmen sein Handeln und seine Auslegung der Tora. Dies gilt gerade für das Sabbatgebot. Auf diese Weise ringt Jesus um die Zustimmung seiner Gegner, muss aber am Ende erkennen, dass er diese nicht zu überzeugen vermag. Die letzte Szene – die Heilung des Mannes mit der gekrümmten Hand am Sabbat – erzählt wie schon bei der Heilung des Aussätzigen von einer starken inneren Erregung Jesu: „Und rings anschauend sie mit Zorn, ganz betrübt über die Verstocktheit ihres Herzens“ (Mk 3,5). Diesmal ist diese innere Erregung Jesu jedoch nicht durch den Anblick des Kranken hervorgerufen, sondern aufgrund der Uneinsichtigkeit und Verbohrtheit seiner Gegner. Alles weitere Bemühen um sie scheint vergebens, jede weitere Kommunikation abgebrochen.

Die nachfolgende Übersicht macht dieses Ringen Jesu und dessen tragisches Ende deutlich:

Jesus sagt einem Gelähmten die Vergebung der Sünden zu und heilt ihn	Schriftgelehrte nehmen daran Anstoß	Jesus mutet den Schriftgelehrten zu, in seinem Handeln Gottes Wirken zu entdecken (Mk 2,1-12)
Jesus beruft Levi und isst mit Zöllnern und Sündern	die Pharisäer protestieren bei den Jüngern Jesu gegen diesen Kontakt	Jesus lädt die Pharisäer ein, sich in seine Rolle zu versetzen (Mk 2,13-17)
die Jünger Jesu fasten nicht	die Pharisäer sind damit nicht einverstanden	Jesus versucht die Pharisäer davon zu überzeugen, dass jetzt keine Zeit des Fastens ist (Mk 2,18-22)

die Jünger Jesu reißen am Sabbat Ähren ab	die Pharisäer erheben dagegen bei Jesus Einspruch	Jesus verteidigt das Tun seiner Jünger mittels eines Schriftbeweises (Mk 2,23-28)
Jesus heilt einen Kranken am Sabbat	die Pharisäer suchen einen Grund, ihn anzuklagen	Jesus zeigt sich betroffen von ihrer Verhärtung (Mk 3,1-5)
		die Pharisäer fassen zusammen mit den Herodianern den Beschluss, Jesus zugrunde zu richten (Mk 3,6)

Die Auseinandersetzungen Jesu mit seinen Gegnern haben damit einen ersten Höhepunkt erreicht. Angestoßen wurden sie von Not und Elend eines konkreten Menschen. Wenn Menschen wie dieser Aussätzige von der Gemeinschaft gemieden werden und ihnen damit ein wesentliches Element ihres Menschseins vorenthalten wird, dann ist dies unvereinbar mit Gottes Herrschaft. Gott ist „ nicht ein Gott von Toten, sondern von Lebenden“ (Mk 12,27). Er ist kein Gott, der Leben behindert oder verhindert, sondern ein Gott, der Leben fördert und es zur Entfaltung bringt. Jesus stellt sich damit nicht gegen die Tora, und er hebt diese auch nicht auf. Vielmehr verschafft er ihr Geltung.<sup>3</sup>

Der Streit um Rein und Unrein (Mk 7,1-23) liegt auf der gleichen Ebene. Die scheinbar banale Frage bezüglich des Händewaschens vor dem Essen erweist sich als zentral: Nicht das Praktizieren bestimmter äußerlich angewandter Rituale gibt Auskunft über die Gemeinschaft des Menschen mit Gott, sondern seine innere Einstellung und Haltung. Speise- und Reinheitsvorschriften, die Menschen einteilen in solche, die vor Gott rein sind, und solche, die aus seiner Gemeinschaft auszuschließen sind, sind ein Anachronismus. Der Evangelist zieht daraus die notwendigen Konsequenzen: „Damit erklärte Jesus alle Speisen für rein“ (Mk 7,19).

Die innere Erregung Jesu über das Verhalten seiner Gegner wird nicht direkt thematisiert; sie lässt sich aber seinen Worten entnehmen: „Recht prophezeite Isaias über euch Heuchler, wie geschrieben ist: *Dieses Volk ehrt mit den Lippen mich, ihr Herz aber hält sich weit fern von mir; vergeblich aber verehren sie mich, lehrend als Lehren Gebote von Menschen.* Verlassend das Gebot Gottes, haltet ihr fest die Überlieferung von Menschen“ (Mk 7,6-8).

Die Problematik ist nicht auf Speise- und Reinheitsvorschriften oder die Tischgemeinschaft einzugrenzen. Es geht auch hier um Grundsätzliches, wie die nachfolgende Erzählung von der Heilung der Tochter der Syrophönizierin (Mk 7,24-30) zeigt. Jesu Antwort auf die Bitte der Frau, ihre Tochter von dem Dämon zu befreien, ist ganz und gar jüdisch geprägt: „Lass zuerst gesättigt werden die Kinder; denn nicht ist es recht, zu nehmen das Brot der Kinder und (es) den Hündchen hinzuwerfen“ (Mk 7,27). Indem die Frau nicht locker lässt und sich für ihr Kind einsetzt, zwingt sie Jesus, seinen jüdischen Standpunkt aufzugeben und fordert von ihm das ein, was er selbst in dem Streit um Rein und Unrein theoretisch formuliert hatte. Was dort von den Speisen gesagt wurde, gilt auch für die Begegnung der Menschen. Tatsächlich vorhandene soziale, kulturelle, ökonomische oder geschlechtliche Unterschiede, die vielfach trennend wirken,

verlieren angesichts der Herrschaft Gottes diese ihre trennende Funktion.

Fassen wir zusammen: Jesu Position ist eindeutig. Die Tora dient dem Leben, und entsprechend ist sie auszulegen. Dort wo sie missbraucht wird, um Menschen vom Leben auszuschließen oder diese an der Entfaltung ihres Lebens zu hindern, sind klare Worte und ein entschiedenes Eintreten für das Leben notwendig. Dies gilt sowohl im innerkirchlichen wie auch im gesellschaftlichen Kontext.

Ein zweites scheint wichtig: Was dem Leben dient und was Leben be- oder verhindert, ist nicht immer von vornherein ausgemacht. Jesus selbst erwies sich hier als Lernender – jedenfalls aus Sicht des Markus. So darf es nicht verwundern, dass auch die Kirche selbst in einen entsprechenden Lernprozess verwickelt ist. Über die Frage, was dem Leben dient, darf und muss gestritten werden. Dieser Streit zerstört die Gemeinschaft der Kirche nicht. Er ist vielmehr eine legitime und notwendige Form des Ringens um die Verwirklichung von Gottes Herrschaft.

## 2. Auseinandersetzung um den Tempel

Die Jerusalemer Streitgespräche sind anders gelagert als die galiläischen. Ging es hier um die rechte Auslegung der Tora, so steht dort der Tempel im Zentrum. Eröffnet werden diese mit der sogenannten „Tempelreinigung“.

Alle drei Synoptiker erzählen von Jesu feierlichem Einzug in Jerusalem und seiner Ankunft im Tempel. Allerdings weist die markinische Darstellung einige Besonderheiten auf. Nach Matthäus und Lukas geht Jesus sofort nach seiner Ankunft im Tempel ans Werk; er treibt die Händler aus dem Tempel, wirft die Tische der Geldwechsler um (vgl. Mt 21,12-17; Lk 19,45-48). Jesus handelt spontan; sein Handeln scheint keine gezielte Aktion zu sein. Anders dagegen bei Markus: Auch hier geht Jesus nach seinem Einzug in Jerusalem sofort in den Tempel. Dann aber bemerkt der Evangelist: „rings

anschauend alles ... hinaus ging er nach Betania mit den Zwölf“ (Mk 11,11). Erst am folgenden Tag kehrt Jesus in den Tempel zurück und beginnt seine Aktion. Von einer spontanen Handlung kann hier keine Rede sein. Die markinische Erzählung suggeriert dem Leser vielmehr, dass Jesu Handeln bewusst geplant ist und wohl überlegt ausgeführt wird. Jesus untermauert sein Tun mit einem Wort des Propheten Jeremia: „Ihr habt es [mein Haus, den Tempel] zu einer Räuberhöhle gemacht“ (Mk 11,17). Dieses Wort hatte der Prophet den Bewohnern Jerusalems am Eingang des Tempels zugerufen und damit den Untergang Jerusalems und des Tempels angekündigt (vgl. Jer 7,1-15).

Der aufmerksame Leser des Evangeliums fragt sich, warum Jesus in solch provokanter Weise gegen den Tempel vorgeht. War es lediglich das geschäftige Treiben wie der Verkauf von Devotionalien, der allenthalben mit Wallfahrtsorten verbunden ist? Die markinische Darstellung der Jerusalemer Streitgespräche führt den Leser auf andere Spuren. Die Fragen, um die hier gestritten wird, kreisen um die Person Jesu selbst, um seine Vollmacht (Mk 11,27-39), um die Gestalt des Messias (Mk 12,35-37a), aber auch um fundamentale Fragen des Glaubens wie die nach der Auferstehung der Toten (Mk 12,18-27) und die nach dem wichtigsten Gebot (Mk 12,28-34). Auch die Frage nach der kaiserlichen Steuer (Mk 12,13-17) reiht sich hier ein.<sup>4</sup> Es geht nicht mehr um die Auslegung der Tora wie in den galiläischen Streitgesprächen, sondern um den Anspruch, im Namen Gottes zu sprechen und zu handeln.

Jesus selbst reklamiert diesen Anspruch für sich und sein Handeln. Zugleich spricht er diesen den Hohenpriestern samt ihrem Anhang ab. Warum diese sich zu Unrecht auf göttliche Vollmacht berufen, wird am Ende der Ereignisse im Tempel deutlich.

Die letzte Szene, von der der Evangelist im Tempel berichtet, ist das Opfer der armen Witwe (Mk 12,41-44). In der Regel wird das Handeln der Witwe als vorbildhaft herausgestellt.<sup>5</sup> Eine solche Interpretation löst die Episode aus ihrem Kontext. In Mk 12,38-40 warnt Jesus vor den Schriftgelehrten und



bezeichnet sie als „die Auffressenden die Häuser der Witwen“ (Mk 12,40). Dieser Vorwurf beinhaltet die Ausbeutung gerade der Ärmsten. Jesus stellt sich damit in die prophetische Tradition (vgl. Jes 10,2). Im Anschluss daran beobachtet Jesus, wie Menschen ihre Opfergabe in den Opferstock werfen – drunter auch eine Witwe. Diese wirft eine verschwindend kleine Summe hinein: zwei Lepta. Aber – so stellt Jesus am Ende fest – das war ihr ganzer Lebensunterhalt (Mk 12,44).

Im griechischen Text steht hier: „*holon ton bion autes*“ – das ist die materielle Existenz.<sup>6</sup> Wovon soll diese Witwe leben? von Almosen? Markus veranschaulicht mit dieser Erzählung den von Jesus bei der Tempelreinigung gegen die Schriftgelehrten erhobenen Vorwurf. „Ihr habt mein Haus zu einer Räuberhöhle gemacht“ (Mk 11.17).<sup>7</sup> Folgerichtig verlässt Jesus diesen Ort und kündigt den Untergang des Tempels an (Mk 13,1-2).<sup>8</sup>

Wie brisant die markinische Darstellung ist, zeigen die beiden Seitenreferenten: Lukas nimmt dem Text seine Schärfe, indem Jesus diese Worte gegen die Schriftgelehrten als Worte an die Jünger kennzeichnet. Matthäus streicht die Erzählung vom Opfer der Witwe ganz aus seinem Evangelium.

In den Jerusalemer Streitgesprächen legt Jesus sich bewusst mit den religiösen Autoritäten seiner Zeit an – jedenfalls in der markinischen Darstellung. Es geht dabei um die Frage nach der göttlichen Vollmacht und Sendung. Jesus spricht diese den Jerusalemer Autoritäten ab, weil diese das Haus Gottes zu einer Räuberhöhle gemacht haben. Als Beweis dafür dient ihm die Ausbeutung der Armen durch den Tempel.

Die Verkündigung der Herrschaft Gottes schließt Kritik an religiösen Institutionen und Autoritäten nicht aus. Dort wo diese bewusst oder unbewusst Menschen im Namen Gottes ausbeuten, deren materielle oder auch psychische Existenz bedrohen oder sogar vernichten, müssen sie auf den damit verbundenen inneren Widerspruch in aller Offenheit und Klarheit hingewiesen werden. Gottes Herrschaft fördert Leben, und wer Gottes Herrschaft verkündet, muss

Partei ergreifen für das Leben – wenn notwendig auch gegen den Widerstand religiöser Institutionen und Autoritäten. Dies ist keine leichte Aufgabe, wie das Schicksal Jesu zeigt. Widerstand gegen den Tempel ist seit den Tagen des Propheten Jeremia ein todeswürdiges Verbrechen (vgl. Jer 26,8-11). Deshalb wurde Jesus auf Betreiben der religiösen Autoritäten in Jerusalem hingerichtet.<sup>9</sup>

Fassen wir zusammen: Die Verkündigung der Botschaft Jesu ist keine harmlose Angelegenheit. Wer sich für diese Botschaft einsetzt, gerät wie Jesus selbst in Konflikt mit unterschiedlichen Gruppen und Autoritäten. Den damit verbundenen Auseinandersetzungen – gleichgültig ob innerkirchlich oder mit Außenstehenden – darf nicht aus dem Weg gegangen werden. Sie sind notwendig, damit das Eigentliche der Botschaft Jesu je neu zur Geltung kommt. Neben dem Jesus, der die Menschen aus ganzem Herzen liebt, muss deshalb in Religionsunterricht und Katechese auch der Jesus zu Wort kommen,

- der innerlich erregt ist ob der Verhärtung rechthaberischer Besserwisser,
- der Partei ergreift für das Leben und sich deshalb über Konventionen hinwegsetzt,
- der sich auch mit religiösen Institutionen und Autoritäten anlegt, wenn diese das Leben von Menschen mit Füßen treten.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> R. Pesch: Das Markusevangelium. 1. Teil, HThK II/1. Freiburg 1976, 144; G. Theißen: Urchristliche Wundergeschichten. Ein Beitrag zur formgeschichtlichen Erforschung der synoptischen Evangelien. Gütersloh 1974, 67f.

<sup>2</sup> Zu der jeweiligen literarischen Gattung der einzelnen Perikopen vgl. R. Bultmann: Die Geschichte der synoptischen Tradition. Göttingen 1957; R. Pesch / R. Kratz: So liest man synoptisch 1. Frankfurt 1975.

<sup>3</sup> Daß die Tora dem Leben und der Freiheit Israels verpflichtet ist, hat Crüsemann gezeigt: Vgl. F. Crüsemann: Bewahrung der Freiheit. Das Thema des Dekalogs in sozialgeschichtlicher Perspektive. München, 1983.

<sup>4</sup> Vgl. J. Gnilka: Das Evangelium nach Markus (Mk 8,27 – 16,20). EKK II/2. Zürich/Neukirchen-Vluyn 1979, 152–154.

- <sup>5</sup> Vgl. J. Gnllka: Das Evangelium nach Markus, 178.
- <sup>6</sup> Vgl. H.-J. Ritz: in: EWNT I, 525–526.
- <sup>7</sup> Gegen Lührmann, der diesen Zusammenhang bewußt ausschließt; vgl. D. Lührmann: Das Markusevangelium (HNT 3). Tübingen 1987, 212.
- <sup>8</sup> Zu der hier vorgetragenen Deutung vgl. auch: R. Dillmann: Christlich Handeln in der Nachfolge Jesu. Beispiele aus dem Markusevangelium. Mainz 1989, 107–115.
- <sup>9</sup> Vgl. K. H. Müller: Möglichkeit und Vollzug jüdischer Kapitalgerichtsbarkeit im Prozess gegen Jesus, in: K. Kertelge (Hg.), Der Prozess gegen Jesus. Historische Rückfrage und theologische Deutung, QD 112. Freiburg 1988, 41–83.

Elisabeth Neuhaus

# Geistliche Gemeinschaften

## Bewegungen (in) der Kirche<sup>1</sup>

Sobald sich in traditionsreicher Umgebung etwas Neues tut, hebt ein Chor diverser Stimmen an. Sie reichen von enthusiastischem „endlich“ und prophetischem „unsere Hoffnung“ über skeptisches „wir sind bisher auch gut ohne ausgekommen“ bis hin zu ablehnendem „hör mir auf damit, das ist der Untergang“. Die Gretchenfrage lautet: Wie der Realität nahe kommen? Und die stellt sich Einzelnen oder Gremien immer wieder einmal auch hinsichtlich der so genannten Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen in der katholischen Kirche.

Ein weites Feld, das hier nicht abgesritten werden kann. Aber vielleicht regen die folgenden Überlegungen dazu an, die Gemeinschaften vor Ort wohlwollend in den Blick zu nehmen und evtl. neu mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

## Ein wenig zum Hintergrund

Immer wieder haben sich Menschen in der Nachfolge Christi auf den Weg gemacht, gemeinsam mit Gleichgesinnten die Botschaft des Evangeliums in das Leben ihrer Zeit hineinzubuchstabieren. Ursprünglicher Ort dafür war und ist die Gemeinde in ihrer territorialen Struktur. Weiterhin finden sich Aufbrüche, die sich um spezifische Aspekte des christlichen Glaubens und Lebens ranken und/oder auf eine besondere charismatische Persönlichkeit zurückgehen.

In Folge der religiösen Bewegungen entwickelten sich u. a. viele Orden, bis hin zu den Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts. Geistliches Leben, Nachfolge Christi, Spiri-

tualität wurden Jahrhunderte lang wie selbstverständlich mit Orden und Klerus verbunden. Spätestens im Rahmen der Auseinandersetzung mit der Aufklärung und den Ansprüchen eines absolutistischen Staates aktivierte Kirche Laien, um im politischen, sozialen und kulturellen Bereich ihre Freiheit und ihren Einfluss zu sichern. In diesem Zusammenhang entstanden im 19. Jahrhundert eine ganze Reihe katholischer Verbände mit kultureller, sozialer oder caritativer Zielsetzung. Dass in diesen Verbände hunderttausende von Menschen aktiv waren zeigt, wie sehr Vereine und Verbände die Zeichen der Zeit erkannt hatten. Die Vereinigungen gaben dem Drängen der Katholiken/innen nach religiösem Engagement in einem schwierigen gesellschaftlichen Kontext Raum und Struktur. Erst langsam wuchs die Erkenntnis, dass Laien nicht nur vielfältige Apostolatsaufgaben im Auftrag der Hierarchie „in der Welt“ ausüben können, sondern ihre ganz spezifische Verantwortung auch innerhalb der Kirche haben. Damit einher ging eine zunehmende Sensibilisierung für die Berufung von Laien zur Initiative und Leitung von geistlichen Prozessen und Bewegungen. Insbesondere im europäischen Bereich entstanden diverse Bewegungen, von denen sich viele bis heute als geistliche Bewegungen oder Gemeinschaft etabliert haben, z. B.: die Schönstatt-Bewegung entstand 1914 in Deutschland; von Spanien gingen gleich mehrere Initiativen aus: auf Mallorca wurde 1949 der erste Cursillo gehalten; von 1953 an entwickelten sich die Eheseminare des Marriage Encounter; 1963 entstand der weibliche Zweig der Gemeinschaft Verbum Dei; der neokatechumenale Weg ging 1965 von Madrid aus. In Italien entstand 1943 die Fokolarbewegung und 1954 die Gemeinschaft „Comunione e Liberazione“. Seit den 60er Jahren kam eine Welle charismatischer Bewegungen von den USA nach Europa herüber<sup>2</sup>, in deren Folge sich u. a. die Charismatische Erneuerung in der katholischen Kirche entwickelte. Auch im Umfeld der Orden erfuhren die Laiengemeinschaften, wie z.B. die Dominikanische Laiengemeinschaft, die Franziskanische Ge-

meinschaft oder die Gemeinschaft Christlichen Lebens (GCL), einen neuen Aufschwung.

Die Dynamik der Belebung und Neugründung geistlicher Gemeinschaften und Bewegungen wird in besonderer Weise durch die Theologie des II. Vatikanums unterstützt. Das Konzil widmet dem Apostolat der Laien ein eigenes Dekret, in dem es festhält, dass die Laien, die „am priesterlichen, prophetischen und königlichen Amt Christi teilhaben, (...) in Kirche und Welt ihren eigenen Anteil an der Sendung des ganzen Volkes Gottes (verwirklichen)“ (AA 2). Des Weiteren hat sich die Bischofsynode 1987 mit der Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt befasst.<sup>3</sup>

## Ein weites Feld

Das Spektrum der geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen in Deutschland ist breit, entsprechend unterschiedlich sind die Strukturen. Die Abgrenzung untereinander und zu anderen kirchlichen Organisationen gestaltet sich für Außenstehende oft schwierig. Einerseits grenzen sich geistliche Gemeinschaften und Bewegungen ab gegen die fest umrissenen Lebensformen der klassischen Orden und Säkularinstitute, andererseits bilden etliche von ihnen Zweige zölibatär lebender Mitglieder aus, die nach den evangelischen Räten leben. Geistliche Gemeinschaften bewegen sich heute zwischen „Bewegung“ als flexibler Gemeinschaftsform und „Gemeinschaft“ als straff durchorganisierter und bis in die Formulierungen der „Gemeinschaftsbotschaft“ hinein festgelegter Organisation. Dabei kann eine Gruppierung, die den Namen „Bewegung“ trägt, durchaus eher eine streng durchorganisierte Gemeinschaft sein und eine „Gemeinschaft“ eher eine Bewegung.

Die Entstehung kirchlicher Bewegungen und Gemeinschaften verweist sicherlich immer auf eine Aufbruchssituation und oft auf eine dahinter stehende Unzufriedenheit mit der überkommenen Weise des Christseins. Mitglieder und Sympathisanten/innen

streben in der Regel ein in Entschiedenheit geführtes christliches Leben an. Auf dem Hintergrund von Taufe und Firmung gilt es, sich dem Wehen des Geistes auszusetzen und so stets neu in Richtung des verheißenen Heils aufzubrechen und umzukehren, was dem Grundauftrag eines/einer jeden Christen/Christin entspricht: „Das Leben nach dem Geist, dessen Frucht die Heiligung ist (...), fordert von jedem Getauften *Nachfolge und Nachahmung Christi* und befähigt ihn dazu: in der Annahme der Seligpreisungen, im Hören und Betrachten des Wortes Gottes, in der bewussten und aktiven Teilnahme am liturgischen und sakramentalen Leben der Kirche, im persönlichen Gebet, im Gebet der Familie und der Gemeinschaften, im Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, in der Erfüllung des Gebotes der Liebe in allen Situationen des Lebens und im Dienst an den Brüdern, vor allem den Kleinen, Armen und Leidenden“ (CL 16).

Die geistlichen Gemeinschaften verbinden diesen Auftrag häufig mit der Möglichkeit, sich im Rahmen kleiner, überschaubarer Gruppen in Spiritualität und Glauben einzüben.

## Gemeinsames

Kardinal Karl Lehman hat in den vielfältigen Facetten und Erscheinungsformen der geistlichen Gemeinschaften fünf Leitelemente ausgemacht, an denen sich die folgenden Ausführungen orientieren.<sup>4</sup>

### 1. *Spiritualität und Glaubenserfahrung*

Geistliche Gemeinschaften streben die Erneuerung des menschlichen Denkens und Wollens aus dem Geist des Evangeliums an. Die Spiritualität orientiert sich häufig an Vorbildern geistlichen Lebens oder zeitgenössischen charismatischen Führungspersönlichkeiten. Im gemeinsamen Streben nach Glaubenserfahrungen bedient man sich nicht selten etablierter oder neuer Meditations- und Gebetsformen. Bei vielen

erwächst aus dem Austausch über die jeweiligen Erfahrungen die Voraussetzung für das Glaubenszeugnis nach außen. Bibellektüre, Gottesdienstteilnahme und Neubesinnung auf die Sakramente gehören durchgängig zu den fundamentalen Eckpunkten der Geistlichen Gemeinschaften.

### 2. *Evangelisation und Katechese*

Das engagierte Bekenntnis durch christliches Lebenszeugnis und die Verkündigung des Wortes sind vielen geistlichen Gemeinschaften selbstverständlich. Dazu gehört sowohl das persönliche Sprechen über Glaubenserfahrungen im geschützten Rahmen als auch das immer tiefere Hineinwachsen in die Botschaft des Evangeliums und die Lehre der Kirche bis hin zur werbenden Einladung an Fernstehende.

### 3. *Gemeinschaft und Geschwisterlichkeit*

Gemeinschaft meint hier nicht nur eine soziologische Größe mit der Erfahrung von Solidarität, Geborgenheit und Nähe, sondern wesentlich die *Communio* als „Kirche im Kleinen“, die offen ist für andere und die ihren Blick ebenso auf die Nächsten weitet wie auf die Gesamtkirche.

### 4. *Aufgabe in der Welt und Sendung*

Geschwisterlichkeit wird konkret in der Hilfe für die/den Nächste/n. Die Veränderung von politischen und gesellschaftlichen Strukturen scheint jedoch in etlichen Gemeinschaften zweitrangig zu sein. In welcher Form auch immer: Soziales, gesellschaftliches, politisches, kulturelles Engagement ist stets gepaart mit einem kritischen Zug, wie er in Römer 12,2a begegnet: „Gleicht euch nicht dieser Welt an!“

Tendenzen, das Engagement einseitig in die eine oder andere Richtung zu verlagern, hält Lehmann entgegen: „Kontemplation und Kampf, um mit Roger Schütz aus Taizé

zu sprechen, gehören zusammen. Weltdienst und Heildienst werden zwar unterschieden, brauchen aber einander und vermitteln sich gegenseitig.“<sup>5</sup>

### 5. Laien und Amtsträger / Neue Kirchlichkeit

Laien und Amtsträger haben ihre gemeinsame Basis in der Zugehörigkeit zum Volk Gottes, der Teilhabe am Priestertum, Prophetentum und Königtum Jesu Christi und dem gemeinsam gelebten Glauben. Viele der Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen sind weitgehend von Laien getragen. Die Eigenständigkeit der Laien ist eingebettet in das Miteinander von Amtsträgern und Laien. Allen Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen ist ihre Kirchlichkeit wichtig. Sie zeigt sich u. a. in der Gemeinschaft mit dem Papst und dem zuständigen Bischof sowie in der gegenseitigen Hochschätzung aller Formen des Apostolates in der Kirche.<sup>6</sup>

Um es zusammenfassend mit den Worten von Papst Johannes Paul II. zu sagen: „Der Zusammenschluss von Laien aus spirituellen und apostolischen Motiven hat verschiedene Ursachen und will auf vielfältige Bedürfnisse antworten. Er bringt die soziale Natur des Menschen zum Ausdruck und antwortet auf die Notwendigkeit einer größeren und umfassenden gezielten Wirksamkeit. (...) Auf der anderen Seite können vor allem in einer säkularisierten Welt die verschiedenen Formen der Zusammenschlüsse für viele eine wertvolle Hilfe darstellen, um ein christliches und mit den Forderungen des Evangeliums kohärentes Leben zu führen und ein missionarisches und apostolisches Engagement einzugehen.“

Darüber hinaus ist es zutiefst eine theologische Gegebenheit, die den Zusammenschluss der Laien rechtfertigt und fordert: Es handelt sich um ein *ekklesiologisches Prinzip*, das vom II. Vatikanischen Konzil ausdrücklich anerkannt wurde, wenn es im gemeinschaftlichen Apostolat ein *Zeichen der Gemeinschaft und der Einheit der Kirche in Christus* sieht.

Dieses ‚Zeichen‘ muss sich sowohl innerhalb der einzelnen Formen der Zusammen-

schlüsse als auch in ihren Beziehungen nach außen, also im weiteren Rahmen der kirchlichen Gemeinden, in gemeinschaftlichen Beziehungen ausdrücken. Das angeführte ekklesiologische Prinzip erklärt einerseits das ‚Recht‘ der Laien, sich zusammenzuschließen, und andererseits die Notwendigkeit von ‚Kriterien‘ für die Unterscheidung der wahren Kirchlichkeit ihrer Zusammenschlüsse.“ (CL 29)

### „Prüft alles, und behaltet das Gute“ (1 Thess 5,21)

Durch die Unterscheidung der Geister wird deutlich, ob und wie Kirche und Welt durch geistliche Gemeinschaften bereichert werden und dass ihr Weg nicht nur „frei von Gefahren und Schwierigkeiten war“ (CL 2). Sowohl in kirchlichen Dokumenten als auch in Veröffentlichungen von Fachleuten zum Thema geistliche Gemeinschaften und Bewegungen findet man zumeist auch Hinweise auf mögliche Gefahren bzw. Kriterien zur Unterscheidung der Charismen. Mit Hilfe solcher Kriterien lässt sich einerseits das Wirken des Heiligen Geistes klarer erkennen und andererseits können evtl. vorhandene negative Tendenzen möglichst schnell korrigiert werden<sup>7</sup>.

Insofern können die folgenden grundsätzlichen Fragen einzelnen oder Gremien evtl. als Orientierungshilfe dienen:

- Ist der dreifaltige Gott, seine Geschichte mit Schöpfung und Menschheit sowie seine Heilsbotschaft die Mitte oder wird „eine charismatische Gründerpersönlichkeit oder ein/e Heilige/r so in den Mittelpunkt der Gemeinschaft gerückt, dass das neutestamentliche Zeugnis von Jesus an Bedeutung zu verlieren droht“<sup>8</sup>
- „Ist die Bereitschaft da, sich in die Gemeinde vor Ort zu integrieren, den Kontakt zu suchen“<sup>9</sup>, und in grundsätzlichen Auseinandersetzungen dem Ortsbischof den ihm zukommenden Gehorsam genau so zu leisten wie dem Papst?<sup>10</sup>
- Besteht eine gelassene Offenheit und Bereitschaft für den Empfang sowohl

„unscheinbarer“ als auch außergewöhnlicher Charismen oder ist eine übertriebene Suche nach dem Außerordentlichen festzustellen, die nur enthusiastische Erlebnisse und neue Offenbarungen als Charismen anerkennt?

- Herrscht eine Atmosphäre von „gegenseitiger Wertschätzung, Wohlwollen und Bereitschaft zur Mitarbeit“ auch mit anderen katholischen Gruppierungen oder entsteht aus einem selbstgenügsamen Ausschließlichkeitsanspruch eher ein „Geist des Antagonismus und der Zwistigkeit“ im Kontakt mit Kirchengliedern, die nicht der eigenen Gemeinschaft angehören?<sup>11</sup>
- Ist die Möglichkeit gegeben, sich umfassend über eine Gemeinschaft/Bewegung zu informieren oder deuten exklusive Terminologie und „geheimes Wissen“ evtl. auf das Vorhandensein einer Arkandisziplin hin?
- Geschieht die Bindung an die Gemeinschaft in Freiheit und Verantwortung oder ist ein direktes bzw. indirektes Hinwirken auf eine geistliche und/oder psychische Abhängigkeit der Mitglieder wahrnehmbar?
- Zeigt sich der apostolische Einsatz auch in der Übernahme von Verantwortung im Beruf, in der Gesellschaft, in Wirtschaft, in Kultur und Politik oder dispensiert man sich davon und zieht sich in die Intimität innerkirchlicher Zirkel zurück?<sup>12</sup>

Die geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen sind ein großes Geschenk, das aus der Gemeinschaft der Kirche erwächst und ihr gleichzeitig zugute kommt. Etliche leisten auch im ökumenischen Dialog einen erheblichen Beitrag. Für ein fruchtbares Wachstum mit all den dazu gehörenden Prozessen von z.B. Begleitung, Unterstützung und geschwisterlicher Zurechtweisung „bleiben die neuen geistlichen Bewegungen angewiesen auf ein Klima des Wohlwollens und der Ermutigung innerhalb der *Communio der Kirche*“.<sup>13</sup>

Neben anderen Aufbrüchen sind die geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen ein Zeichen dafür, dass Menschen sich

zu jeder Zeit im Geist Gottes auf den Weg machen. Der Lauf der Geschichte wird zeigen, welche der vielen Stimmen die Melodie Gottes im Orchester der Kirche verdeutlichen. Auch hier gilt: was von Gott kommt, wird bleiben, was nicht von Gott kommt, wird vergehen.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Als Grundlage dienen: Paul Josef Cordes: Neue geistliche Bewegungen in der Kirche. Vortrag auf der Konferenz der Dechanten des Erzbistums Köln vom 26.11. bis zum 28.11.1984 im Kath.-Sozialen Institut, Bad Honnef, hg. v. Presseamt des Erzbistums Köln 1985. Karl Lehmann: Neuere geistliche Gemeinschaft und Bewegungen im Leben der Kirche, in: Friederike Valentin, Albert Schmitt (Hg.): Lebendige Kirche. Neue geistliche Bewegungen. Mainz 1988, 15-29. Joachim Müller: Neue geistliche Gemeinschaften. Vielfalt in der katholischen Kirche - Chancen und Grenzen. Freiburg (CH) 1998. Marianne Tigges: Der Geist weht, wo er will. Zur Spiritualität neuer geistlicher Gemeinschaften und Bewegungen, in: Lebendiges Zeugnis 54 (1999), 217-228.

<sup>2</sup> Gerade zu den charismatischen Bewegungen hat es in letzter Zeit etliche wissenschaftlich fundierte Veröffentlichungen gegeben, z.B.: Oskar Foeller: Charisma und Unterscheidung. Systematische und pastorale Aspekte der Einordnung und Beurteilung enthusiastisch-charismatischer Frömmigkeit im katholischen und evangelischen Bereich. Wuppertal und Zürich 1995 (2). Thomas Kern: Schwärmer, Träumer und Propheten? Charismatische Gemeinschaften unter der Lupe. Eine soziologische Bestandsaufnahme. Frankfurt a.M. 1998. Markus Medau: Blinde sehen, Lahme gehen ... Charakteristische Elemente christlicher Sozialisation in der „Charismatischen Glaubensbewegung“. Kriterien zur Beurteilung und Anregungen für die Arbeit mit Betroffenen. Inzlingen 1998. Peter Zimmerling: Die Charismatischen Bewegungen. Theologie-Spiritualität - Anstöße zum Gespräch. Göttingen 2001

<sup>3</sup> Die Inhalte finden sich teilweise wieder im päpstlichen nachsynodalen Schreiben „Christifideles laici“ (CL) vom 30. 12. 1988.

<sup>4</sup> Karl Lehmann: a.a.O., 21-25.

<sup>5</sup> Ebd. 24.

<sup>6</sup> Vgl. CL 30: Kriterien der Kirchlichkeit für die Zusammenschlüsse von Laien.

<sup>7</sup> - unbenommen der Tatsache, dass die Entscheidung der rechtmäßigen Anerkennung einer geistlichen Gemeinschaft Aufgabe des kirchlichen Lehramtes ist.

<sup>8</sup> Cornelius Roth: Neue Geistliche Gemeinschaften – Hoffnungsträger der Kirche. Referat aus der zweiten Tagung des Forums Deutscher Katholiken „Freude am Glauben“ in Fulda, vom 21.2. bis 22.07.2002. [www.forum-deutscher-katholiken.de/2002/referate/Neue\\_Gemeinschaften\\_Hoffnungstraeger.htm](http://www.forum-deutscher-katholiken.de/2002/referate/Neue_Gemeinschaften_Hoffnungstraeger.htm)

<sup>9</sup> Ebd.

<sup>10</sup> Vgl. ebd.

Dies zeigt sich z. B. darin, ob Mitglieder Geistlicher Gemeinschaften sich jederzeit auch in Gemeinschaftsanliegen an ihren Pfarrer oder Bischof wenden können, ohne mit Sanktionen oder Druck aus den eigenen Reihen rechnen zu müssen.

<sup>11</sup> Vgl. CL 31.

<sup>12</sup> Vgl. u. a. CL 2.

<sup>13</sup> Marianne Tigges: a.a.O., 226.

---

Rainer Gattys

# Kirche – Kunst – Seelsorge

## Wegstücke in der Weggemeinschaft St. Michael und St. Nikolaus

---

In den letzten Jahren ist verstärkt ein Engagement von einzelnen Pfarreien und Gruppen innerhalb von Kirche in Richtung bildender Kunst zu verzeichnen; z. T. wurden regelrecht „Kunststationen“ in Kirchen errichtet (St. Peter in Aachen, St. Peter in Köln), um den Dialog zwischen Kirche und Kunst, der zu ersterben drohte, wieder zu verlebendigen. Häufig wurde aber nur der Ausstellungsort gewechselt; nicht das Museum oder die Galerie, sondern die Kirche war jetzt der Ort. Eine gegenseitige Durchdringung von Verkündigung, Seelsorge und bildender Kunst oder eine Einbindung in die Pastoral der Gemeinde vor Ort findet in den seltensten Fällen statt. Sie stellen damit eher „niederschwellige Angebote“ (Mc Kenzie) dar, die nicht nur die „normalen“ Gemeindeglieder, sondern auch eher distanziertere Menschen anzusprechen versuchen. Die Frage, die sich immer wieder stellt: Wie kann eine Durchdringung von Pastoral und Kunst erfolgen, so dass zum einen kritische und distanzierte Menschen angesprochen werden, zum anderen die Gemeinde vor Ort eine Bereicherung in der Verkündigung erfährt. Dabei darf ein solches Unterfangen die Kunst nicht als Vehikel missbrauchen. Die „WEG-STÜCKE“ in der Weggemeinschaft St. Michael und St. Nikolaus stellen einen solchen Versuch dar.

Nachdem ich in kurzer Folge in den Jahren 1989 und 1990 zwei benachbarte Kirchengemeinden als Pfarrer übernehmen musste, stellte sich die Frage, wodurch diese getrennten Gemeinden in einen Prozess der „Weggemeinschaft“, wie sie der verstorbene Bi-

schof von Aachen, Dr. Klaus Hemmerle, in seinem Fastenhirtenbrief 1989 entwickelt hatte, zu einer tieferen Gemeinschaft im Glauben und Leben geführt werden könnten. Dabei ging es nicht nur um die Grunddienste in der Seelsorge, die miteinander vorbereitet und durchgeführt werden sollten wie z. B. die gemeinsame Kommunion- und Firmvorbereitung, wie der gemeinsame Pfarrbrief, die gemeinsam begangenen Hochfeste u. a., sondern es ging um etwas Neues, etwas Gemeinsames beider Gemeinden, das sie stärker verbinden auch stärker zusammenführen sollte.

Bei der Suche nach der Antwort auf diese Frage kamen zwei Umstände zu Hilfe. Die ältere Gemeinde St. Michael war bis 1866 die Mutterpfarre der jüngeren Gemeinde St. Nikolaus; in beiden Gemeinden gab es außergewöhnliche Zeugnisse religiöser Kunst. St. Michael besaß mit dem Michael-Altar von 1525-30 des Lübecker Benedikt Dreyers<sup>1</sup> ein hervorragendes Zeugnis spätmittelalterlicher Schnitzkunst, St. Nikolaus durch das Wirken von Pfr. Leonhard Meurer eine große Anzahl Werke der Kölner Werkkunstschule aus den Jahren 1955 - 1961 darunter über sechzig sog. Haussteine oder Hauszeichen<sup>2</sup>, die als dezentrales Kunstwerk über den Ort verstreut sind und Darstellungen der Heiligen Schrift oder der Heiligen beinhalten.

Im Austausch mit dem Künstler Gerhard Mevissen aus Haaren bei Heinsberg entwickelte sich in den Jahren 1993 - 95 folgendes Konzept, das in den Folgejahren modifiziert, aber in seinem Kern erhalten geblieben ist. Es wurde erstmals in den „WEG-STÜCKEN“ 1996 in der Kar- und Ostwoche in St. Michael durchgeführt. Ziel war es, zum einen die Weggemeinschaft von St. Michael und St. Nikolaus hineinzustellen in die Weggemeinschaft Jesu Christi, zum anderen sollte dies „sinnfällig“ gemacht werden und möglichst viele Sinne angesprochen werden.

Der Titel WEG-STÜCKE meint aber auch den jeweiligen Lebensabschnitt des Einzelnen und stellt ihn hinein in das zentrale Wegstück des Lebensweges Jesu Christi, sei-

ne Passion, seinen Tod und seine Auferstehung. Es geht dabei um mehr als um „Bilder einer Ausstellung“.

Jedes Jahr wird ein anderer Aspekt in den Blick genommen und sowohl mit dem / der Künstler/-in in ausführlichen Gesprächen erörtert und erarbeitet, als auch mit einer Gruppe interessierter Frauen und Männer inhaltlich besprochen, und es wird ein thematisches Konzept entwickelt. Einige Themen lauteten: WEG-STÜCKE, Kreuz-Wege (Impulse zum Kreuzweg), Auf den Spuren der Engel, Weg-Stücke - Lob-Stücke (Anstöße zum Te Deum), Wegstücke - Tore, Wegstücke - Kreuzungen. Für das Jahr 2003 heißt das Thema „Entblößungen“ und will gerade den geschundenen Menschen mit dem in Christus geschundenen Gott verbinden. Die Gespräche mit dem jeweiligen Künstler/-in oder der Künstlergruppe begannen zuweilen schon, wenn die letzte Ausstellung noch nicht stattgefunden hat, um genügend Zeit für den Prozess des Austauschs zwischen Künstler/-in und Theologen zu haben. Nachdem das thematische Gerüst steht, werden das jeweilige Hauptthema und die Unterthemen an die Leiter der Arbeitskreise Musik und Text/Literatur weitergegeben. Diese erarbeiten dann mit Interessierten ein musikalisches Programm und ein Textprogramm für die Themenabende. Die Musikstücke als auch die Texte entstammen in der Regel nicht der geistlichen Musik oder dem besinnlichen, meditativen religiösen Schrifttum. Die Gesamtkoordination und Leitung liegt z. Zt. noch beim Pfarrer.

Kernstück der WEG-STÜCKE ist die Ausstellung der Bilder für 14 Tage vor der Karwoche. Sie beginnt mit einer Eröffnung, in der neben einer Einführung in das Thema auch eine fachliche Hinführung zu den Bildern stattfindet. Die Bilder können den ganzen Tag über in der Kirche betrachtet werden. Der oder die Künstler/-in wird gebeten, an bestimmten Tagen selbst anwesend zu sein, um mit den Menschen vor Ort in Kontakt treten können. Dazu kommen acht thematische Abende, an denen jeweils ein Bild der Ausstellung betrachtet wird. Diese Bildbetrachtung wird durch einen Text der



Heiligen Schrift, fünf Texte zu dem Thema aus der Literatur und neun Musikstücke ergänzt und erweitert. Den Abschluss bildet ein geistliches Konzert mit Chor- und Instrumentalstücken zur Passionszeit. Während der Ausstellung werden in den Schulgottesdiensten, dem Seniorengottesdienst und den Gottesdiensten am Sonntag einzelne Bilder mit den Gottesdienstteilnehmern/-innen besprochen und erarbeitet. Für die Katechetengruppe der Firm- und Kommunionvorbereitung, einzelne Kommunion- und Jugend- und Firmgruppen gibt es spezielle Angebote.

Ziel aller Aktionen und Programme ist es, die z. T. einzelnen Stücke des WEG-STÜCKE - Bild - Text - Musik - im Besucher/in der Besucherin zu einem neuen Stück werden zu lassen, anzusprechen und zu verdichten, ohne eine Vorgabe zu geben, wie das Bild zu sehen, wie die Musik zu hören und die Texte zu verstehen sind. Es geht hierbei bewusst um ein „offenes“ Angebot.

Letzter Bestandteil der WEGSTÜCKE ist der Kauf, wenn es die Finanzen der Weggemeinschaft zulassen, eines Werkes aus jeder Ausstellung für die Kirche.

Seit 1996 wurden die WEGSTÜCKE in St. Michael mit unterschiedlichen Künstlern durchgeführt. Es wurden Fehler gemacht. Das ursprüngliche Konzept sah den Beginn mit dem Palmsonntag und den Abschluss mit dem Dienstag in der Osterwoche vor. So reizvoll die Verbindung zwischen der traditionellen Liturgie der Kar- und Ostertage auch war, so überforderte sie zuweilen nicht nur die Gottesdienstteilnehmer/-innen, sondern auch die Vorbereitenden. Dieser Ansatz erwies sich auf Dauer als nicht durchführbar. Von daher erfolgte die Verlegung auf die Zeit vor Palmsonntag. Somit stellen die WEGSTÜCKE eine bewusste geistliche Vorbereitung auf die Kar- und Ostertage dar. Die thematischen Abende beginnen erst um 20.00 Uhr, um auch Berufstätigen die Teilnahme zu ermöglichen. Leider schließt das häufig ältere Interessierte aus, wenn sie auf öffentliche Verkehrsmittel angewiesen sind, da St. Michael eine Stadtrandgemeinde ist. Die ersten WEGSTÜCKE litten unter einer Textlastigkeit. Heute verfährt die Textgruppe

eher nach dem Motto: Was gestrichen ist, kann nicht durchfallen. Zunächst war auf jede Titelbezeichnung bei den Bildern verzichtet worden. Dies führte zu einer Überforderung bei vielen Betrachtern/-innen. Von daher tragen die Bilder jetzt Titel als Hilfen, aber nicht im Sinne von Erklärungen.

## **Was hat sich in den vergangenen Jahren getan?**

Die Auseinandersetzung mit moderner, in der Regel abstrakter Kunst, die nicht speziell für den Kirchenraum geschaffen worden ist, hat die Sehgewohnheiten für das Vertraute in der eigenen Kirche verändert. Die Berührungsangst wurde abgebaut. Viele gehen bewusster in der Zwischenzeit in ihre Kirche und bleiben vor den vertrauten Figuren und Bildern stehen und betrachten diese sehr aufmerksam. Es hat sich eine höhere Sensibilität entwickelt. Menschen trauen sich mehr, ihrem eigenen Sehvermögen und ihren eigenen Gefühlen zu trauen.

In St. Michael haben die WEGSTÜCKE zu einem neuen Konzept der Präsentation der Kunstwerke der Kirche geführt. Nach der 1998 abgeschlossenen Innenrenovierung der Kirche kam man überein, die zahlreichen Statuen der Kirche aus unterschiedlichen Zeit- und Stilepochen nicht mehr „gleichmäßig“ über den Kirchenraum zu verteilen, sondern einen Raum in der Kirche auszusparen, wo jeden Monat entweder eine Statue oder ein Bild ausgestellt wird. Nach dem Ablauf des Monats kommt ein neues Bild, eine andere Statue an diesen Ort und kann eingehend betrachtet werden. Dabei wird auf das Kirchenjahr ebenso Rücksicht genommen wie auf besondere Ereignisse im Leben der Weggemeinschaft. Einen Monat bleibt der dafür vorgesehene Raum bewusst leer. Auch die Leere hat eine Aussage.

In St. Nikolaus wurde durch die WEGSTÜCKE der Boden für den Umbau und die Umgestaltung der Kirche bereitet. Die mittlerweile viel zu große Kirche soll in den nächsten Jahren so umgestaltet werden, dass in dem großen Baukörper neben einem qua-

litativ hochwertigen und würdigen Gottesdienstraum pfarrliche Räume integriert werden. Ferner wurden sich die Pfarrangehörigen ihres eigenen Schatzes in Gestalt der Haussteine wieder bewusst.

Die musikalische Verantwortung und Durchführung liegt beim Leiter der Musikschule der Stadt Düren, Herrn Johannes Esser. Deshalb nehmen viele junge Musiker/-innen an der musikalischen Gestaltung Anteil, sie werden zugleich aber mit religiösen Inhalten in einer ihnen ungewohnten Weise konfrontiert. Die Folge sind häufig intensive Gespräche nach den Abenden und weiterer Besuch der Folgeabende.

Aus dem Abschlusskonzert der WEGSTÜCKE hat sich ein Zyklus aus vier Kirchenmusiken entwickelt. Zum Dreifaltigkeits- und zum Christkönigsfest werden innerhalb der Vorabendmesse klassische Orchestermessen zur Aufführung gebracht, um sie wieder in dem Kontext zum Erklingen zu bringen, für den sie geschaffen worden waren. Dies könnten die beiden Stadtrandgemeinden aus eigener Kraft nicht leisten. Zwei kleine geistliche Konzerte, eines in der Passionzeit am Palmsonntag und eines in der Adventszeit, laden die Gemeinden ein, den Reichtum der Kirchenmusik vieler Jahrhunderte zu entdecken.

Für viele Mitglieder der Weggemeinschaft stellen die WEGSTÜCKE eine intensive Vorbereitung auf die Kar- und Osterwoche dar, und zwar unabhängig vom Alter, Bildungsgrad und Geschlecht und Pfarrzugehörigkeit. Nicht selten werden diese Tage mit Exerzitien im Alltag verglichen. Viele erleben durch diese Vorbereitung die Kar- und Ostertage neu und entdecken sie wieder für sich. – Es fühlen sich gerade durch diese Form diejenigen angesprochen, die zu traditionellen Formen kaum noch einen Zugang haben. Viele finden dort das, was sie in den „normalen“ Gottesdiensten vermissen: Impulse für ihr Leben in einer ihnen gemäßen Sprache und Freiräume der Sprachlosigkeit durch die Musik. Ein nicht zu unterschätzender Nebeneffekt ist auch, dass das Kirchengebäude wieder häufiger offen ist und so auch zur stillen Betrachtung und zum Gebet zur Ver-

fügung steht. Ferner kann durch die Aktion auch der Beschäftigungsumfang von Küster und Organist ein wenig abgesichert werden.

Alle, die Gottesdienste vorbereiten und gestalten, sind sensibler geworden, was Sprache und musikalische Gestaltung angeht.

Ohne die WEGSTÜCKE wäre unsere Weggemeinschaft ärmer an ehrenamtlichen Frauen und Männern in der Alterstufe von 30 – 50 Jahren. Gerade diese Altersstufe ist im Textvorbereitungskreis stark vertreten und mit hohem Engagement dabei. Für einige unter ihnen bedeutete der Einstieg in diese Vorbereitungsgruppe auch gleichzeitig das Wiederentdecken des Glaubens und auch der Kirche als ein Lebensraum für sie. Die WEGSTÜCKE wurden für sie zu einem neuen Wegstück mit Gott und Kirche. Daneben erfährt die Weggemeinschaft auch eine Bereicherung durch vielfältige Charismen, die sonst im Verborgenen blieben.

Der größte Gewinn liegt aber in dem Bewusstsein, dass die WEGSTÜCKE „unser“ WEGSTÜCKE sind. Obwohl sie in St. Michael stattfinden, werden sie nicht nur zu gleichen Teilen von Mitgliedern beider Gemeinden besucht, sie sind zum verbindenden gemeinsamen Zeichen für die Weggemeinschaft geworden.

Sinnfällig wurde das im September 2000, als die Weggemeinschaft St. Nikolaus und St. Michael zehn Jahre bestand. Aus diesem Anlass wurde auf der Grenze beider Pfarren, wo auch alljährlich der Gottesdienst zu Fronleichnam gefeiert wird, die Festmesse und anschließend ein Fest der Begegnung gefeiert. Beide Gemeinden kauften zusammen ein Bild, das nun jeweils einen Monat in St. Nikolaus und einen Monat in St. Michael hängt.

## **Was ist zu tun?**

Es ist nicht damit getan, einige Bilder in eine Kirche zu hängen und mit einem mehr oder weniger zufälligen Beiprogramm zu versehen. Es bedarf des Willens und der Zeit, ein Konzept zu entwickeln, das in das Seel-

sorgekonzept der Pfarre, der Weggemeinschaft oder des Seelsorgebezirkes passt. Ferner bedarf es der Mittäter/-innen und eines oder einer, der/die alles zusammenhält und das Ziel nicht aus dem Blick verliert. Es bedarf auch des langen Atems und des Mutes, denn es wird nicht beim ersten Mal schon alles so laufen, wie man es sich wünscht. Vielleicht ist es notwendig noch zu erwähnen, dass es sich bei diesen beiden Gemeinden um zwei Stadtrandgemeinden mit z. T. noch dörflichen Strukturen handelt, die weder über ein überdurchschnittliches soziales noch bildungsmäßiges Niveau verfügen.

Ich erinnere mich nur zu gut der mehr oder weniger versteckt boshaften Bemerkungen im Konveniat, was ein solches Unterfangen in zwei „Dorfgemeinden“ soll. Ich höre noch die Bemerkungen beim Bäcker und beim Einkaufen im Dorf, dass das wohl nichts für „Ottonormalverbraucher“ sei. Die Reaktionen gingen von „der spinnt“ bis hin zu „Jetzt ist er endgültig durchgeknallt“, aber auf Dauer hat sich die Sinnhaftigkeit des Projektes erwiesen. Viele der Kritiker von damals sind heute stolz, dass dieses Projekt in der Weggemeinschaft stattfindet. Aber genau dann ist zu überlegen, muss nicht neu gefragt, neu gedacht werden? – Brauchen wir vor Ort nicht einmal eine Denkpause? – Wie erreichen wir mehr junge Menschen?

Was ist zu tun? – Nicht aufhören zu fragen und zu suchen, was zu tun ist.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Zahn – Heinz Rose: 100 Jahre Denkmalpflege am spätgotischen Hochaltar in Düren Lendersdorf, in: Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege Bd. 36, hrsg. v. Udo Mainzer. Köln 1993, 311–62.

<sup>2</sup> Vgl. Rudolf Hürtgen – Rainer Gattys: Geschichte der Haussteine in Rölsdorf 1955 – 1961 in: Rölsdofer Geschichte(n), hrsg. v. Schützenbruderschaft Constantia 1877 e.V. Düren 2002, 113–42.

Rudolf Laufen

# Gotthold Ephraim Lessings Religions- theologie

## Eine bleibende Herausforderung

### 1. Die Ringparabel

In seinem dramatischen Gedicht „Nathan der Weise“ (1779) behandelt Gotthold Ephraim Lessing, eine der maßgeblichen Gestalten der deutschen Aufklärung, die Frage nach dem Verhältnis der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam. Zu diesem Zweck versetzt er seine Leser in das Jerusalem des Jahres 1192, also in die Zeit des dritten Kreuzzuges, als Sultan Saladin die politische Macht über die Heilige Stadt inne hat und gerade ein Waffenstillstand herrscht. Schon durch diese Situationsangabe tritt die Problematik des Stückes deutlich vor Augen: Die drei Religionen stoßen mit ihrem jeweiligen Anspruch, die allein wahre Religion zu sein, gerade an dem Ort aufeinander, der für jede von ihnen religiös höchst bedeutsam und darum unaufgebbar ist. Das Faszinierende des Dramas besteht nun darin, dass Lessing in der anscheinend ausweglosen Situation konkurrierender Wahrheitsansprüche aufzuzeigen versucht, wie ein friedliches Miteinander der Religionen dennoch möglich ist. Er tut dies, indem er die Hauptfigur der Handlung, den weisen Juden Nathan, ein Gleichnis erzählen lässt, um so die vom Sultan an ihn gerichtete Frage nach der wahren Religion zu beantworten. Diese Parabel, die Lessing Nathan in den Mund legt (und die in ihren Grundzügen schon in Boccaccios „Decamerone“ überliefert ist<sup>1</sup>), ist von großer poetischer Schönheit und kann durch keine noch so präzise Inhaltsangabe angemessen

wiedergegeben werden. Sie sei also nachdrücklich zur (erneuten) Lektüre empfohlen: III. Akt, 7. Szene! Der sachliche Inhalt ist im Wesentlichen der folgende:

Ein Vater dreier Söhne besitzt einen kostbaren Zauberring, der die geheime Kraft hat, denjenigen „vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“, der ihn „In dieser Zuversicht“ (1915–1917) trägt.<sup>2</sup> Da der Vater alle drei Söhne gleich liebt, begeht er den Fehler, jedem von ihnen den Ring als Erbe zu versprechen. Als er den Tod nahen fühlt, geht ihm auf, in welche Schwierigkeit er sich durch seine „fromme Schwachheit“ gebracht hat. Da er keinen seiner Söhne enttäuschen will, lässt er von einem Künstler zwei Imitate herstellen, ruft die Söhne einzeln zu sich und gibt jedem einen Ring, ohne selbst die Ringe noch unterscheiden zu können. Nach dem Tod des Vaters fliegt der gut gemeinte Betrug auf, und jeder Sohn erhebt mit subjektiv gleichem Recht den Anspruch, sein Ring sei der echte. „Man untersucht, man zankt, / Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht / Erweislich; – Fast so unerweislich, als / Uns itzt – der rechte Glaube“ (1961–1964).

Mit dieser ersten Pointe, dass sich die Anhänger der drei Religionen in der gleichen Situation befinden wie die drei Brüder, ist das Gleichnis aber noch nicht zu Ende. Vielmehr lässt Lessing die Brüder einen Richter aufsuchen, damit dieser entscheide, wer im Besitz des echten Ringes ist. Der Richter sieht sich dazu natürlich nicht in der Lage, gibt den Brüdern aber folgenden Rat: Jeder von ihnen solle seinem Vater glauben und in der Überzeugung leben, er sei der Besitzer des echten Zauberringes: „Hat von / Euch jeder seinen Ring von seinem Vater: / So glaube jeder sicher seinen Ring / Den echten“ (2032–2035). Die Brüder sollten miteinander um die Wette eifern, der Kraft des Ringes, zur Hilfe zu kommen und sie an dem ihrigen zu bewahrheiten. Das könne freilich nicht durch Kampf und Streit, sondern nur mit den Mitteln der Friedfertigkeit gelingen: „mit Sanftmut, / Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, / Mit innigster Ergebenheit in Gott“ (2045–2047).

Das also ist – so scheint es – die Lösung des Aufklärers G. E. Lessing im Streit der Religionen um die Wahrheit: Jede Religion soll – im festen Vertrauen auf ihre Überlieferung – ihren Anspruch, die volle Wahrheit zu besitzen und die Gott wohlgefällige Religion zu sein, aufrecht erhalten. Ihre Glaubwürdigkeit aber könne sie nicht dadurch erweisen, dass sie Intoleranz und Gewalt praktiziere, sondern nur dadurch, dass sie die Menschen zu Friedfertigkeit, Nächstenliebe und echter Frömmigkeit anleite. Die Frage, welche Religion die wahre sei, wird also als nicht beantwortbar bewusst offen gelassen und auf die Ebene der Ethik verlagert. Im ethischen Handeln, in gelebter Humanität müsse sich die Glaubwürdigkeit der Religionen bewähren.

Kein Mensch guten Willens kann sich der Überzeugungskraft dieses Gedankengangs entziehen. Und um wieviel besser wäre es um unsere Welt bestellt, wenn diese Einsicht der Ringparabel die Köpfe und Herzen der Menschen bestimmte! Christen, die sich ernsthaft mit ihrem Glauben auseinandergesetzt haben, wissen ebenso wie die verständigen Anhänger aller anderen Religionen, dass sich die Wahrheit ihres Glaubens in dieser Welt nicht beweisen lässt, dass es objektive Sicherheit in der Religion nicht gibt, ja dass sie ihrem Wesen unangemessen ist. Und sie wissen zugleich, dass Unduldsamkeit und Gewalt wahrer Religiosität in höchstem Maße widersprechen. Gerade den Christen müsste die Lehre der Ringparabel zuinnigst einleuchten, da Jesus Gott als absolute Liebe verkündet hat und selbst den Weg der Gewaltlosigkeit mit letzter Konsequenz gegangen ist.

## 2. Tücken der Auslegung

Diese positive Würdigung der Ringparabel sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass das berühmte poetische Lehrstück auch seine Tücken hat. So stellt der Germanist Heinz Politzer zu Recht fest, die Ringparabel sei „nicht eindeutig“, sondern berge „unter der Oberfläche ihrer optimisti-

schen Maxime – Vertragt euch, Kinder – einen wahren Knäuel von Widersprüchen und Paradoxien.“<sup>3</sup> Es fragt sich zum Beispiel, warum der echte Ring bei dem Bruder, der ihn besitzt, nicht wirkt, ihm also nicht das Wohlwollen seiner Mitbrüder einbringt. Der Richter wundert sich zu Recht, warum ihm auf seine Frage „wen lieben zwei / Von Euch am meisten?“ (2019f) nur das Schweigen der Brüder entgegenschlägt. Seine Hypothese allerdings, der echte Ring sei wohl verloren gegangen – „Den Verlust / Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater / Die drei für einen machen“ (2026–2028) –, trifft nicht zu; denn der Text der Parabel sagt eindeutig: „Er sendet in geheim zu einem Künstler, / Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes, / Zwei andere bestellt, und weder Kosten / Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich, / Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt / Dem Künstler“ (1945–1950). Auch passt die Vermutung des Richters schlecht zu seinem Rat, die Sache so zu nehmen, wie sie nun einmal liege, und von der Echtheit seines Ringes überzeugt zu sein. Wie sollte das möglich sein, wenn alles für die Annahme spräche, dass der echte Ring verloren ging?! Und außerdem: Hielten die Anhänger der verschiedenen Religionen ihren Glauben nicht für den wahren, so könnte der edle Wettstreit, „Die Kraft des Steins in seinem Ring‘ an Tag / Zu legen“ (2044f), also die Wahrheit des eigenen Glaubens durch Moralität zu erweisen, erst gar nicht in Gang kommen, der moralische Imperativ der Parabel liefe ins Leere. Dieses Argument legt es zwingend nahe, die Aufforderung des Richters, jeder solle seinen Ring für den echten erachten, auf die religiöse Ebene zu übertragen. Allerdings fragt sich dann, wie Lessing am 18. April 1779 seinem Bruder Karl schreiben kann, er sei mit der Wirkung des „Nathan“ schon zufrieden, wenn „unter tausend Lesern auch nur einer an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“<sup>4</sup>

Die Lehrerzählung von den drei Ringen wird zu Recht als Parabel bezeichnet, als eine spezielle Form der Gleichnisrede also, die sich dadurch auszeichnet, dass sie nicht

von einer – im Präsens dargestellten – allgemein anerkannten Tatsache der Natur oder des menschlichen Lebens ausgeht und aus deren vorausgesetzter Akzeptanz ihre Plausibilität bezieht, sondern dass sie von einem einmaligen, ungewöhnlichen, ja gelegentlich geradezu unwahrscheinlichen Ereignis handelt, dessen Konstruiertheit und Künstlichkeit um der Lehraussage willen offensichtlich ist und für dessen Präsentation das Tempus der Vergangenheit angemessen erscheint. Parabeln haben allerdings, auch wenn sie nur eines einzigen Tertiums comparationis bedürfen, eine gewissen Tendenz zur Allegorisierung, wie man an den biblischen Parabeln leicht feststellen kann. Auch bei der Ringparabel gibt es mehr als nur eine Analogie zwischen der bildhaften Erzählung einerseits und der durch sie intendierten Sachaussage andererseits. So entsprechen sich nicht nur die Ununterscheidbarkeit der drei Ringe (bezüglich ihrer Echtheit) und die Ununterscheidbarkeit der Religionen (bezüglich ihres Wahrheitsgehalts) sowie der edle Wettstreit der Brüder und derjenige der Religionsanhänger, sondern – wie eben dargelegt – auch der Rat des Richters „So glaube jeder sicher seinen Ring / Den Echten“ und der dadurch nahegelegte Rat Nathans, jeder solle die durch Geburt von seinen Vätern ererbte Religion als die wahre ansehen. Zweifellos hat Lessing auch die über Boccaccio hinausgehende Qualifikation des Rings, dass dieser nämlich die geheime Kraft hat, „vor Gott / Und Menschen angenehm zu machen“, allerdings nur bei demjenigen, der ihn „in dieser Zuversicht“ trägt, nur deshalb hinzugefügt, weil ihm dieses Motiv auf der Sachebene wichtig erschien.<sup>5</sup> Andererseits wäre es unsinnig und der Intention der Parabel zuwider, aus der Tatsache, dass der echte Ring älter ist als die Imitate, auf die überlegene Wahrheit der jüdischen Religion zu schließen, weil sie älter ist als Christentum und Islam. Ebenso unsinnig wäre es, nach einer Entsprechung zum Betrug des sterbenden Vaters an seinen Söhnen im Bereich der Religionen zu suchen. In manchen Punkten, etwa der Frage, ob nach einem Analogon für jenen weiseren Mann

zu suchen ist, den der Richter für eine ferne Zukunft als seinen Nachfolger in Aussicht stellt, ist die Entscheidung schwierig, so dass Hans Zirker zuzustimmen ist, wenn er feststellt, die Ringparabel sei „offensichtlich nicht als eine stimmige Allegorie zu begreifen“, vielmehr müsse der Leser „selbst noch ausprobieren, wie weit er sie als ‚Bildspender‘ für sein Verständnis der Religionen auswerten kann.“<sup>6</sup> Diese Formulierung ist bemerkenswert, nicht nur wegen des treffenden Ausdrucks „Bildspender“, sondern auch wegen des hermeneutischen Grundverständnisses der Parabel, dem zufolge ihre theologische Aussage nicht in jeder Hinsicht eindeutig feststeht, sondern auch vom Interpreten und seinem Verständnis der Religionen abhängt. Das gilt schon für Lessing selbst, der die Parabel nicht einfach in genau dem Sinne übernahm, wie er sie bei Boccaccio vorfand, sondern ihre Aussageabsicht modifizierte. Das scheint ebenso für Karl-Josef Kuschel zu gelten, der in seinem Buch über „Lessing und die Herausforderung des Islam“<sup>7</sup> die These vertritt, die Ringparabel bringe nach Lessings Verständnis zum Ausdruck, dass Gott die Ununterscheidbarkeit der Religionen, ja ihre Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit ebenso wolle wie der Vater die Ununterscheidbarkeit der Ringe: „Gott selber will diese Religionen so, dass sie weder durch ihn selbst noch gar durch Menschen unterschieden werden können.“<sup>8</sup> Gegen diese Interpretation erheben sich allerdings Bedenken. Denn während es Lessings gutes Recht als Dichter ist, seine Vorlage zu ändern und ihr einen modifizierten Sinn zu geben, ist der Interpret an seine Textvorlage gebunden und kann allenfalls die durch diese selbst gewährten Verstehens- und Auslegungsspielräume nutzen. Die Ringparabel bietet aber für die genannte Deutung Kuschels keinen Anhalt. Der Vater der drei Söhne ist kein Analogon zu Gott; insofern kann seine – überdies noch moralisch fragwürdige und kurzsichtige – Intention, die Ringe ununterscheidbar zu machen, nicht auf Gott übertragen werden. Vielmehr liegt hier eine Überallegorisierung vor.<sup>9</sup> Auch steht – wie noch zu zeigen sein wird –

der Gedanke, dass *Gott* die Religionen in ihrer Positivität und Verschiedenheit *will* (man bedenke, was es theologisch bedeutet: *Gott will*), Lessings Religionstheologie entgegen.

### 3. Ausklammerung der Wahrheitsfrage?

Es war gerade von *Auslegungsproblemen* der Ringparabel die Rede. Nicht weniger bedenkenswert ist die an ihr zu übende Sachkritik. Damit soll das oben – gerade aus christlicher Sicht – positiv Gesagte nicht widerrufen werden. Es bleibt dabei: Die Lehre der Ringparabel ist höchst beherzigenswert, nicht nur, weil sie für Toleranz und Gewaltlosigkeit plädiert, sondern auch, weil sie *trotz* der Einsicht in die Unbeweisbarkeit der Wahrheit der eigenen Religion im Sinne „nothwendiger Vernunftwahrheit“<sup>10</sup> deren auf dem Zeugnis der Glaubensverfahren beruhenden Wahrheitsanspruch billigt. Der Gedanke des edlen Wettstreites der Religionen auf dem Feld der moralischen Bewährung ist höchst produktiv, nicht weil sich so irgendwann einmal tatsächlich eine Religion als die wahre erweise, sondern weil im Gegenteil die Frage nach der wahren Religion so permanent offengehalten wird, insofern auf jedes moralische Versagen die Möglichkeit der Einsicht und Umkehr, der ethischen Läuterung und Höherentwicklung folgt und auf diese Weise die Motivation für den edlen Wettstreit nicht erlahmt. Dass sich die Orthodoxie durch Orthopraxie erweisen und bewähren muss, ist ein Gedanke, der Christen unter anderem von der Bergpredigt her vertraut sein sollte: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ und „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! [und dadurch seine christologische Rechtgläubigkeit zum Ausdruck bringt], wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt“ (Mt 7,16.21).

Trotz dieser Übereinstimmungen mit der christlichen Sichtweise ist die Ringparabel auch kritisch zu befragen. Sie suggeriert ja die Vorstellung, dass die Religionen ebenso

gleich und ununterscheidbar seien wie die Ringe. Nun kann man Ringe sicher so gleich gestalten, dass sie wirklich ununterscheidbar sind. Aber lässt sich dieser Sachverhalt wirklich auch auf die Religionen übertragen? Lessing baut diesem Einwand vor, indem er große Unterschiede zwischen den Religionen einräumt, zugleich aber argumentiert, die für die Religionen entscheidende Grundlage sei ihre geschichtliche und im Vertrauen auf die Glaubensvorfahren anzunehmende Überlieferung und gerade um dieses Umstandes willen seien alle Religionen in demselben Begründungsnotstand, wenn es denn um Herkunfts-unabhängige, vernunftnotwendige Begründung gehe. Zu fragen wäre aber: Gibt es nicht doch religionsübergreifende Kriterien für den Wahrheitsgehalt einer Religion? Sind wirklich *alle* Religionen – und hier wäre nicht nur an die drei monotheistischen Bekenntnisse zu denken, sondern ebenso an die asiatischen Religionen, die ausgestorbenen antiken Religionen sowie die unterschiedlichen Naturreligionen<sup>11</sup> – ganz gleich in ihrer religiösen und spirituellen Reife, in ihrem humanen Potential, im Niveau ihres Ethos? Nicht, dass auf dem Wege dieser Fragestellung ein Konsens über die wahre Religion zu erzielen wäre! Aber es ist doch wohl nicht abwegig, sondern legitim, wenn die Religionen sich nicht mit dem Diktum ihrer Ununterscheidbarkeit und der Unerkennbarkeit der Wahrheit zufrieden geben, sondern einige Mühe daran setzen, Kriterien für die (größere) Glaubwürdigkeit der eigenen Religion zu finden. Dieses Bemühen ist nicht nur legitim – so wie es ja grundsätzlich legitim ist, alle argumentative Kraft zur Verifikation der eigenen Überzeugung aufzubieten –, es ist in der Frage nach der wahren Religion sogar sittlich geboten. Denn Religion bedeutet Bindung, absolute, radikale, das ganze Leben bestimmende Bindung. Eine solche aber ist nur sittlich erlaubt auf der Grundlage einer tiefen und festen Überzeugung, und diese muss tragfähig begründet sein. Berufung auf den Glauben der Väter, auf die eigene Überlieferung reicht da nicht aus. Es *muss* nach Kriterien gesucht werden, die hinreichenden

Grund bieten, sich zu einer Religion zu bekennen und zumindest subjektiv von der Vorzugswürdigkeit dieser Religion überzeugt zu sein.<sup>12</sup> Mit anderen Worten: Die Wahrheitsfrage kann in der Religionstheologie nicht wirklich ausgeklammert werden, wie es die Ringparabel tut. Darin zeigt sich die Grenze ihrer Überzeugungskraft.

#### **4. Die Ringparabel – nur eine Interimslösung**

Es wurde bereits in zwei Anmerkungen angedeutet<sup>13</sup>, dass die Ringparabel in einem Spannungsverhältnis sowohl zur Gesamtintention des „Nathan“ als auch zu Lessings an anderen Orten dargelegter Religionstheologie steht. Diesem Sachverhalt ist nun nachzugehen. Um die zentrale These gleich an den Anfang zu stellen: Die Ringparabel stellt zwar rein dramaturgisch den Mittel- und Höhepunkt des Schauspiels „Nathan der Weise“ dar und könnte von daher als die Quintessenz von Lessings Anschauung über das Verhältnis der Religionen gelten.<sup>14</sup> In Wahrheit aber markiert sie für den Wolfenbüttelschen Bibliothekar und Herausgeber der Reimaruschriften nur eine Interimslösung (was ihrer Autorität nicht gerade förderlich ist). Für eine fernere Zukunft sieht er den Übergang der „positiven“, auf Offenbarung gegründeten Religionen in eine offenbarungsfreie, allein auf Vernunftkenntnis beruhende und insofern menscheitsverbindende „natürliche“ Religion voraus.<sup>15</sup> Das Drama „Nathan der Weise“ nimmt diesen von Lessing erhofften Prozess bereits beispielhaft vorweg, gibt einen Vorgeschmack dieser zukünftigen Epoche der Religions- und Menschheitsgeschichte. Das ist nicht notwendig so zu verstehen, dass die hergebrachten Religionen restlos verschwinden. Vordergründig gesehen, können und sollen sie wohl auch durchaus erhalten bleiben, so wie Nathan, der Tempelherr und Saladin äußerlich Jude, Christ und Muslim bleiben. Aber eben nur äußerlich, in einem fast folkloristischen Sinne oder besser: aus Pietät und Loyalität gegenüber der eigenen Herkunft und Überlieferung.

Schon der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833–1911) hatte völlig richtig erkannt: „Saladin, Nathan, der Tempelherr, Recha repräsentieren nicht irgendeine liberale Theologie innerhalb ihrer Religion, sie haben diese hinter sich gelassen, und Menschlichkeit ist die Grundlage und der wesentliche Gehalt ihrer Religiosität.“<sup>16</sup> Das gilt in besonderem Maße für die Idealgestalt Nathan selbst, der seine Adoptivtochter Recha, eigentlich ein christliches Mädchen, weder im jüdischen noch im christlichen Glauben erzogen hat, sondern sie von Gott nicht mehr und nicht weniger lehrte, „als der Vernunft genügt“ (2558). Ähnliches bezeugt Recha, wenn sie „den Samen der Vernunft“ erwähnt, „Den er so rein in meine Seele streute“ (1565). Nathans religiöses Credo, nach dem letztlich alle positiven Religionen durch einen allgemein-religiösen Humanismus überwunden werden (sollten), kommt auch in seiner Äußerung gegenüber dem Tempelherrn, also einem christlichen Ritter, zum Ausdruck: „Sind Christ und Jude eher Christ und Jude, / Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch / Gefunden hätte, dem es genügt [!], ein Mensch / Zu heißen!“ (1310–1313). Die tief-sinnigste und ergreifendste Szene des ganzen Dramas ist zweifellos IV,7. Hier vertraut Nathan dem Klosterbruder, „der frommen Einfalt“, seine Lebensgeschichte an: wie bei einem Pogrom seine „Frau / Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen“ (3041f) von Christen ermordet wurde, wie er gleich Hiob in Staub und Asche gelegen und mit Gott gerechnet hat, wie er durch die sanfte Stimme der Vernunft zur Gottergebenheit zurückfand, wie ihm gleich darauf ein durch die Kriegswirren verwaistes Kind – seine Tochter Recha – von einem Reiter, dem späteren Klosterbruder, in die Arme gelegt wurde, wie er Gott für dieses Geschenk dankte: „Gott! auf Sieben / Doch nun schon Eines wieder!“ (3065f). Der Klosterbruder reagiert ergriffen: „Nathan! Nathan! / Ihr seid ein Christ! – Bei Gott, Ihr seid ein Christ! / Ein beßrer Christ war nie!“ Worauf Nathan antwortet: „Wohl uns! Denn was / Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir / Zum Juden!“ (3066–3070). Was ist es, das den Juden

Nathan, der doch weder getauft ist noch ein christologisches Bekenntnis abgelegt hat, für den Klosterbruder zum Christen macht und umgekehrt den Klosterbruder, der seinem bisherigen Glauben nicht abschwören und sich nicht beschneiden lassen will, für Nathan zum Juden? Es ist die humane Gesinnung und Tat, die beide – jenseits ihrer positiven Religionszugehörigkeit – in einer Religion der Menschlichkeit vereinigt.<sup>17</sup> Ein wahrer Christ und ein wahrer Jude – so lautet die Botschaft – wird man durch die Tugenden der Gottergebenheit und der Nächstenliebe; alles andere – Beschneidung, Thora, Talmud, Taufe, Christologie, Kirche, Sakramente, also das, was die positiven Religionen selbst als ihr Proprium und Spezifikum bekennen, – ist letztlich unwesentlich und eher dazu angeht, die Menschen zu entzweien. Das Verbindende an den Religionen ist das Humane und Fromme, wie es die Vernunft leicht ein-sieht, auch ohne Offenbarung und Überlieferung der Väter: und das ist die Religion der Zukunft, die Religion einer geläuterten und zur Reife gelangten Menschheit. Dies ist – weit über die Ringparabel hinausgehend – die eigentliche Botschaft des „Nathan“!

## 5. Bestätigung durch Lessings theoretische Schriften zur Religionstheologie

Diese Vision, die Lessing wegen des gegen ihn gerichteten Zensur-Erlasses seines Braunschweigischen Herzogs Carl auf der Bühne, seiner „alten Kanzel“<sup>18</sup>, zur Darstellung bringen musste – welch ein Glücksfall für die deutsche Literatur! –, deckt sich mit einigen theoretischen religionstheologischen Schriften des Dichters, insbesondere mit seiner Abhandlung „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ von 1780.<sup>19</sup> Darin legt er dar, dass die positiven Religionen nur ein Zwischenstadium in der geistigen Entwicklung der Menschheit darstellen.<sup>20</sup> Die göttliche Vorsehung werde in ihrer weisen Pädagogik, nachdem die Menschheit ihr Kindes- und Knabenalter mit Hilfe der Elementarbücher des Alten und Neuen Testa-



menten durchlaufen habe, das Menschengeschlecht zu so reifem Vernunftgebrauch führen, dass es völlige Einsicht in das Wesen der Sittlichkeit gewinne und das Gute tue, „weil es das Gute ist“ (§ 85). Lessing erkennt (hier) zwar den Offenbarungscharakter des Alten und Neuen Testaments an, ist aber überzeugt, dass die Vernunft die Offenbarung „einholen“ werde, dass also in der erhofften „Zeit eines neuen ewigen Evangeliums“ (§ 86) die Vernunft auf natürlichem Wege zu den Erkenntnissen gelange, die sich die Menschen in den früheren Epochen ihrer Geschichte durch übernatürliche Offenbarungen – jede Religion durch die ihre – schenken lassen musste. „Die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings notwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen sein soll. Als sie geoffenbart wurden, waren sie freilich noch keine Vernunftwahrheiten, aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden“ (§ 76).

In einer anderen, nicht sicher datierbaren<sup>21</sup> Schrift mit dem Titel „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion“ geht Lessing die Offenbarungsfrage noch kritischer an. Hier erklärt er die sogenannten Offenbarungen der positiven Religionen für reines Menschenwerk der jeweiligen Religionsstifter, die dadurch eine gewisse Vereinheitlichung der natürlichen Religiosität innerhalb einer Gesellschaft herbeiführen wollten. Jede Religion bestehe einerseits aus einer natürlichen und überall gleichen religiösen Neigung der Menschen („Inbegriff aller natürlichen Religion“), andererseits aus sekundär hinzugekommenen religiösen Konventionen, die als Offenbarungswahrheiten ausgegeben werden und durch die sich die Religionen unterscheiden. Die „beste geoffenbarte oder positive Religion“ sei nun diejenige, „welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.“<sup>22</sup> Auch hier klingt also indirekt die Hoffnung auf Reduktion der sekundär-konventionellen Elemente der positiven Religionen zugunsten der natürlichen Religion an. Für das Christentum bedeutet

dies konkret: Rückkehr zur „Religion Christi“. Das ergibt sich aus einer anderen theologischen Skizze Lessings, die auf das Jahr 1780 zu datieren ist. In ihr stellt der Autor die „Religion Christi“ und die „christliche Religion“ einander gegenüber.<sup>23</sup> Die „Religion Christi“ sei diejenige, „die er als Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch [!] mit ihm gemein haben kann; die jeder Mensch um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wünschen muss, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den er sich von Christo als bloßen Menschen [!] macht. Als „christliche Religion“ definiert Lessing dagegen diejenige Religion, „die es für wahr annimmt, dass er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen, zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht.“<sup>24</sup> Lessing hat hier also die Unterscheidung im Auge, die der jüdische Religionsphilosoph Shalom Ben-Chorin einmal auf die Formel gebracht hat: „Der Glaube Jesu einigt uns, aber der Glaube an Jesus trennt uns.“<sup>25</sup> Während Lessing nun der „christlichen Religion“, in unserer Terminologie: dem biblischen und kirchlichen Christusbekenntnis, gelinde gesagt sehr skeptisch gegenüber steht, gilt der „Religion Christi“, also dem, was er als die religiöse Überzeugung und Praxis des historischen Jesus in den Evangelien erkennen zu können glaubt, seine ganze Sympathie. Die Formulierung, dass diesen Glauben Jesu „jeder Mensch mit ihm gemein haben kann“, weist unzweideutig darauf hin, dass dieser Glaube der natürlichen und darum universal kommunikablen „natürlichen“ Religion des Lessingschen Denkens zumindest sehr nahe kommt. Der Glaube Jesu wird religionskritisch gegen den christlichen Glauben gewendet. So bestätigt sich auch hier, was Lessing im unveröffentlichten Entwurf einer Vorrede zum „Nathan“ in aller Deutlichkeit ausspricht: „Nathans Gesinnung gegen *alle* positive Religion ist von jeher *die meinige* gewesen.“<sup>26</sup>

Fazit: Lessings Religionstheologie ist weniger harmlos, ja viel radikaler, als allgemein angenommen wird. Sie ist – auf die positiven Religionen bezogen – geradezu religionskritisch, insofern sie deren allmähliche Selbst-

auflösung zugunsten einer menscheitsverbindenden Vernunftreligion erwartet und aufklärerisch anstrebt.<sup>27</sup> Dies ungeachtet der Tatsache, dass Lessing von tiefer und ernster Religiosität geprägt war, in deren Mittelpunkt die Haltung der Gottergebenheit<sup>28</sup> stand. Die Ringparabel freilich, die ursprünglich einmal anstößig und provokant war, aber längst „zu einem relativ harmlosen Bildungsgut herabgekommen“ ist und heute eher der unverbindlichen „feiertäglichen moralischen Selbstbestätigung“ bildungsbürgerlicher Kreise dient<sup>29</sup>, ist die Summe von Lessings Religionstheologie nicht! Eher gibt sie einen Rat für eine friedlich-tolerante Koexistenz, für einen Modus Vivendi der positiven Religionen, solange sie noch existieren.<sup>30</sup>

## 6. Die Antwort des Glaubens auf Lessings Herausforderung

Natürlich ist es Lessings gutes Recht (wenn es auch aus heutiger Sicht etwas naiv erscheint), die Dinge so zu sehen. Die positiven Religionen werden ihm aber begreiflicherweise nicht folgen können, gerade dann nicht, wenn sie den Rat des Richters ernst nehmen: „So glaube jeder sicher seinen Ring / Den echten.“ Um es für den christlichen Glauben zu sagen: Die Überzeugung, dass sich der verborgene und unzugängliche Gott in seinem geliebten, ihm wesensgleichen Sohn den Menschen selbst mitgeteilt und rückhaltlos erschlossen hat (Joh 1,18), stellt die Mitte dieses Glaubens dar und ist nicht reduzierbar, ohne das Christentum in seinem Kern zu zerstören. Daraus ergibt sich ein Wahrheitsanspruch, der zwar das, was in den anderen Religionen „wahr und heilig“ ist, hochachtet (NA 2), der aber seinen Maßstab für Wahrheit und Heiligkeit allein im christlichen Glauben findet. Bei den anderen Religionen ist es entsprechend.

Dies in einer Zeit der Pluralismen und Relativismen wieder deutlich ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst sowohl der Stellungnahme „Das Christentum und die Religionen“ der Internationalen Theologenkommission vom 30. September 1996<sup>31</sup> als auch

der Erklärung „Dominus Jesus“ der Kongregation für die Glaubenslehre vom 6. August 2000.<sup>32</sup> Hier heißt es: „Die Worte und Werke und das ganze geschichtliche Ereignis Jesu haben nämlich, auch wenn sie als menschliche Wirklichkeiten begrenzt sind, als Quellgrund die göttliche Person des Fleisch gewordenen Wortes, ‚wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch‘, und bergen deshalb in sich endgültig und vollständig die Offenbarung der Heilswege Gottes, auch wenn die Tiefe des göttlichen Mysteriums an sich transzendent und unerschöpflich bleibt.“<sup>33</sup>

Es wäre ein schwerwiegendes Missverständnis, diese klare und durch die Botschaft des Neuen Testaments unabdingbar vorgegebene Position als dialogfeindlich aufzufassen. Vielmehr sagt Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „Redemptoris missio“ vom 7. Dezember 1990: „Die anderen Religionen stellen eine positive Herausforderung für die Kirche dar; sie regen sie sowohl dazu an, die Zeichen der Gegenwart Christi und des Wirkens des Heiligen Geistes zu entdecken und anzuerkennen, als auch dazu, die eigene Identität zu vertiefen und die Gesamtheit der Offenbarung zu bezeugen, deren Wahrerin sie zum Wohle aller ist. ... Der Dialogpartner muss seinen eigenen Traditionen und religiösen Überzeugungen entsprechen und offen sein, um die des anderen zu verstehen, ohne Vortäuschungen einerseits und Sperren andererseits, sondern im Geist der Wahrheit, Demut und Loyalität, im Wissen darum, dass der Dialog jeden bereichern kann. Dabei darf es keine Verzichtserklärungen und keine falsche Friedfertigkeit geben. Es braucht das gegenseitige Zeugnis für einen gemeinsamen Fortschritt auf dem Weg der religiösen Suche und Erfahrung. Das dient zugleich der Überwindung von Vorurteilen, Missverständnissen und Intoleranz. Der Dialog zielt auf die innere Läuterung und Umkehr, der geistlich fruchtbar sein wird, wenn er sich wirklich vom Geist leiten lässt.“<sup>34</sup>

Es stimmt also nicht, dass das Christentum erst dann dialogfähig sei, wenn es seinen Wahrheitsanspruch im Kern relativiert und christologisch „abgerüstet“ habe, wie

Vertreter der Pluralistischen Religionstheologie unserer Tage behaupten.<sup>35</sup> Diese stellt eine neue, im Vergleich mit Lessing allerdings zahmere Variante der Auseinandersetzung mit dem religionstheologischen Problem dar, insofern sie nicht die Auflösung der positiven Religionen anstrebt, sondern im Gegenteil deren gleichberechtigt-komplementäres Nebeneinander, freilich unter Verzicht auf Absolutheitsansprüche.

Am 2. August 1778 – Lessing hatte die Arbeit am „Nathan“ gerade begonnen – schrieb er an Elise Reimarus bezüglich der vermuteten Wirkung seines Stückes auf die Theologen: „Den Spaß hoff’ ich noch selbst zu erleben, dass die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittichs noch eine Weile den Rumpf zu retten.“<sup>36</sup> An seinen Bruder Karl Gotthelf schrieb er am 7. November desselben Jahres: „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“<sup>37</sup> Lessings Meinung von den Theologen seiner Zeit<sup>38</sup> war offensichtlich nicht die beste. Er traute ihnen zwar zu, dass sie den im „Nathan“ enthaltenen Angriff auf die positiven Religionen erkannten, hielt sie aber für zu opportunistisch und unredlich taktierend, sich offen damit auseinander zu setzen. Das sollte heutigen Theologen zu denken geben und sie bei aller gebührenden Hochachtung vor einer der „lautesten und wirksamsten Gestalten der deutschen Geistesgeschichte“<sup>39</sup> vor harmonistischen und verharmlosenden Interpretationen bewahren.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Erster Tag, dritte Geschichte.

<sup>2</sup> Zitiert wird der leichten Zugänglichkeit wegen die Reclam-Ausgabe (RUB 3). Bei Boccaccio handelt es sich um einen kostbaren und besonders schönen Ring, der aber keine Zauberkräfte besitzt. Erst Lessing schreibt ihm diese Wirkung zu, bindet sie aber an die Bedingung, dass der Besitzer des Ringes fest an dessen Zauberkraft glauben muss. Auf diese Weise bringt Lessing die Komponente des Überzeugtseins ins Spiel. Nicht der bloße Besitz des Ringes bewirkt

irgend etwas, sondern erst der Glaube an seine übernatürlichen Kräfte.

<sup>3</sup> Heinz Politzer: Lessings Parabel von den drei Ringen, in: Gerhard und Sibylle Bauer (Hg.), Gotthold Ephraim Lessing. Darmstadt. 1968, 347.

<sup>4</sup> Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften, hg. v. Karl Lachmann, 3. auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker (23 Bände). Stuttgart-Leipzig-Berlin 1886–1924 (zitiert: Lachmann), hier: XVIII, 314. Hier deutet sich schon das noch zu besprechende Spannungsverhältnis zwischen der Ringparabel und Lessings eigentlicher Religionstheologie an.

<sup>5</sup> Vgl. oben A. 2.

<sup>6</sup> Hans Zirker: Lessings „Ringparabel“ – zur Tragfähigkeit eines Modells, in: Religionsunterricht an höheren Schulen 24 (1981), 318.

<sup>7</sup> Karl-Josef Kuschel: Vom Streit zum Wettstreit der Religionen. Lessing und die Herausforderung des Islam. Düsseldorf 1998. Das Buch ist – alles in allem – ein großer Wurf, geradezu ein Meilenstein der Lessing-Forschung. In einigen Punkten der „Nathan“-Interpretation kann ich allerdings nicht umhin, eine andere Position einzunehmen.

<sup>8</sup> A.a.O., 306. So auch schon Willi Oelmüller: Die unbefriedigte Aufklärung. Lessing–Kant–Hegel. Frankfurt 1969, 85.

<sup>9</sup> So – ohne Bezug auf Kuschel – auch Hans Zirker, a.a.O., 318: „Hier ist der *Allegorisierung* der Ringparabel eine deutliche Grenze gesetzt.“

<sup>10</sup> 1774–1778 veröffentlichte Lessing unter dem Titel „Fragmente eines Ungenannten“ Teile aus der Schrift „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“ des Orientalisten und Religionsphilosophen Hermann Samuel Reimarus (1694–1768) und löste dadurch einen heftigen Streit mit der lutherischen Orthodoxie seiner Zeit aus, den berühmten „Fragmentenstreit“, der auch den Entstehungskontext des „Nathan“ darstellt (vgl. dazu den Artikel „Fragmentenstreit“ im LThK<sup>3</sup> III, 1377f, oder auch Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 156–183 u. ö.). In diesen Zusammenhang gehört auch Lessings Schrift „Über den Beweis des Geistes und der Kraft“ (1777). Darin finden sich die vielzitierten Kernsätze: „Wenn keine historische Wahrheit demonstriert werden kann: so kann auch nichts *durch* historische Wahrheiten demonstriert werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden“ (Lachmann, XIII, 5). Wie sich noch zeigen wird, sieht Lessing für die fernere Zukunft eine Religionsform voraus, die auf Offenbarung verzichtet (da diese immer geschichtlich vermittelt werden muss) und die sich allein auf notwendige Vernunftwahrheiten gründet. Wenn die Ringparabel demgegenüber

- geschichtlich vermittelte Offenbarungswahrheiten gelten lässt, ja die Anhänger der positiven Religionen im Festhalten an ihrer Glaubensüberlieferung bestärkt, weist auch dies auf eine Diskrepanz zwischen der Ringparabel und Lessings eigentlicher Religionstheologie hin.
- <sup>11</sup> Lessing hat zwar unmittelbar nur die drei Religionen vor Augen, deren Vertreter im „Nathan“ agieren, aber seine Religionstheologie ist von innen her auf Universalisierbarkeit und Grundsätzlichkeit hin angelegt.
- <sup>12</sup> In der katholischen Theologie hat dieses Bemühen seinen institutionellen Ort in der Fundamentaltheologie, die gemäß 1 Petr 3,15 stets bereit ist, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ Es besteht übrigens zwischen dem Bemühen um die Begründung der Glaubwürdigkeit der eigenen Religion und der oben (S. 50) angesprochenen Einsicht in die rationale Unerkennbarkeit der wahren Religion kein Widerspruch. Vielmehr wird dadurch ein spezifisches Spannungsverhältnis bzw. eine Dialektik konstituiert, die für alle Religionen, insbesondere für diejenigen, die einen absoluten Wahrheitsanspruch erheben, charakteristisch ist.
- <sup>13</sup> Vgl. oben A. 4, A. 5 und A. 10.
- <sup>14</sup> So sieht es Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 272 („komprimierte Summe dessen, was auf der Ebene der Figurenkonstellation und der Handlungsstruktur inhaltlich ebenfalls ausgesagt ist“).
- <sup>15</sup> Anders Karl-Josef Kuschel, a.a.O., 220: „Jude-, Christ- und Muslimsein sollen nach der Konzeption des ‚Nathan‘ nicht überwunden werden. Vielmehr geht es darum, den Anteil des universal Menschlichen in allen Religionen freizulegen.“ So auch 314.
- <sup>16</sup> Wilhelm Dilthey, zitiert nach: Horst Steinmetz (Hg.): Lessing – ein unpoetischer Dichter. Dokumente aus drei Jahrhunderten zur Wirkungsgeschichte Lessings in Deutschland. Frankfurt-Bonn 1969, 426.
- <sup>17</sup> Arno Schilson: Lessings Christentum. Göttingen 1980, 92, interpretiert diese Stelle zutreffend: „Dieser vom Bekenntnis zur Gottessohnschaft Jesu unbelastete, allein auf Gott bzw. Vorsehung, Mensch und geschichtliche Praxis verweisende Kern eines glaubenden Menschseins steht jedem offen, der seine Vernunft im ursprünglichen und schöpfungsgemäßen Sinn (als Vernehmen von Gottes Stimme) zu brauchen weiß und so den Sinn der Geschichte in gottergebenem und humanem Handeln verwirklicht.“
- <sup>18</sup> „Ich muss versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens, noch ungestört will predigen lassen.“ (aus einem Brief an Elise Reimarus vom 6. September 1778, in: Lachmann, XVIII, 287).
- <sup>19</sup> Lachmann, XIII, 415–436. Die Schrift ist in 100 Paragraphen eingeteilt.
- <sup>20</sup> So auch Wilhelm Große: Lessings „Nathan“ und die Literatur der Aufklärung. Stuttgart 1987, 82: „Wie Lessing die Offenbarungswahrheiten in den Vernunftwahrheiten aufgehoben sieht, sieht er auch die positiven Religionen als Übergangsphänomene.“
- <sup>21</sup> Die Schrift stammt aus Lessings Nachlass und wird von Lachmann/Muncker auf die Jahre 1763 oder 1764 datiert: „Wegen der schroffen Ablehnung jeder geoffenbarten Religion verlege ich den Aufsatz in die Breslauer Zeit“ (Lachmann, XIV, 312, A.1). Diese Argumentation zugunsten einer Frühdatierung ist nicht überzeugend, da aus dem Jahre 1779 eine klare Aussage Lessings über seine Ablehnung aller positiven Religionen vorliegt. Siehe unten (S. 55).
- <sup>22</sup> Lachmann, XIV, 313. Denselben offenbarungskritischen Tenor weist auch ein Entwurf aus dem Winter 1777/78 auf, der den Titel trägt: „Womit sich die geoffenbarte Religion am meisten weiß, macht mir sie gerade am verdächtigsten“ (Lachmann, XVI, 399f). Darin heißt es, gerade die vermeintliche Sicherheit, die die Offenbarungsreligionen behaupten – etwa bezüglich der Unsterblichkeit der Seele – sei „ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion“ (400).
- <sup>23</sup> „Die Religion Christi“. Lachmann, XVI, 518f.
- <sup>24</sup> A.a.O., 518.
- <sup>25</sup> Schalom Ben-Chorin: Bruder Jesus. Der Nazarener in jüdischer Sicht. München 1977, 11.
- <sup>26</sup> Lachmann, XVI, 444. Am 1. Dezember 1778 teilte Lessing seinem Bruder mit, dass er zum „Nathan“ eine „ziemlich starke Vorrede in petto“ habe (a.a.O., 444, A.1).
- <sup>27</sup> So auch Günther Rohrmoser in LThK<sup>2</sup> VI, 981: „So glaubte er alle positiven Religionen überwinden u. durch eine Religion des Geistes u. der sitt. Autonomie ersetzen zu können.“
- <sup>28</sup> Der Begriff kommt mit Gewicht dreimal im „Nathan“ vor: in III,1 im Munde Rechas, die sich als gelehrige Schülerin ihres Vaters erweist, in der Ringparabel in III,7 und in IV,7, wo Nathan dem Klosterbruder die Katastrophe seines Lebens erzählt.
- <sup>29</sup> Hans Zirker, a.a.O., 312.
- <sup>30</sup> Vor einer Überinterpretation der Ringparabel als dem Inbegriff von Lessings Religionstheologie kann auch die Tatsache warnen, dass der Dichter sie Nathan aus taktischen Überlegungen erzählen lässt, um so seinen Kopf aus der ihm von Saladin gelegten Schlinge zu ziehen: „Das war’s! Das kann / Mich retten! – Nicht Kinder bloß speist man / Mit Märchen ab“ (1888–1890).
- <sup>31</sup> Erschienen in der Reihe „Arbeitshilfen“ (Nr. 136), herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

- <sup>32</sup> Erschienen in der Reihe „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls“ (Nr. 148), herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.
- <sup>33</sup> Dominus Jesus, Nr. 6. Karl Lehmann spricht in seinem Eröffnungsreferat „Das Christentum – eine Religion unter anderen? Zum interreligiösen Dialog aus katholischer Perspektive“ bei der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 23. September 2002 in Fulda von der „Singularität und Universalität Jesu Christi“ (Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz vom 27. September 2002, 16–19).
- <sup>34</sup> Redemptoris missio, Nr. 56. Vgl. auch Karl Lehmann, a.a.O., 20–30.
- <sup>35</sup> Vgl. etwa Paul F. Knitter: Ein Gott – viele Religionen. Gegen den Absolutheitsanspruch des Christentums. München 1986; John Hick/Paul F. Knitter: The Myth of Christian Uniqueness. New York 1987; Reinhold Bernhardt: Deabsolutierung der Christologie?, in: Michael von Brück/Jürgen Werbick: Der einzige Weg zum Heil? Die Herausforderung des christlichen Absolutheitsanspruchs durch pluralistische Religionstheologien (QD 143). Freiburg 1993, 144–200. Zur kritischen Auseinandersetzung mit der Pluralistischen Religionstheologie vgl. Manfred Gerwing, Der Dialog der Religionen nach New York und Assisi oder: Zum christlichen Glauben angesichts pluralistischer Religionstheologien, in: Wissenschaft und Weisheit 65 (2002), 198–229.
- <sup>36</sup> Lachmann, XVIII, 281.
- <sup>37</sup> Lachmann, XVIII, 293.
- <sup>38</sup> Mit den Theologen meinte Lessing natürlich nicht lutherische Hauptpastoren vom Schlage eines Johann Melchior Goeze, sondern die sog. Neologen, Vertreter einer protestantischen Richtung des 18. Jahrhunderts, die sich um Ausgleich mit der Aufklärung bemühte.
- <sup>39</sup> Art. „Lessing“ in LThK<sup>2</sup> VI, 980 (Günther Rohmoser), Abkürzungen aufgelöst.

Manfred Glombik

# Praktische Arbeiterseelsorge

Spätestens seit der Würzburger Synode hat die Arbeiterseelsorge ihren Stellenwert in der katholischen Kirche in Deutschland. Der Beschluss der Synode zu „Kirche und Arbeiterschaft“ ist ohne Zweifel einer der originellsten Texte. Er hat eine einfache Sprache, ist lesbar, bietet ungewohnte Ausführungen. Der Schwerpunkt liegt bei den Fragen der Arbeiterseelsorge. Um sie für unsere Zeit zu erneuern, werden zwei konkrete Bereiche abgesteckt: eine umfassende Bewusstseinsbildung in der Kirche und eine personale und materielle Verstärkung dieses Bereiches. Dem Arbeiter wird eine Chance gegeben, mehr aber dem gläubigen Arbeiter selbst, der als Zeuge des Glaubens in der Kirche mehr anerkannt und gefördert werden soll.

Auf seiner Vollversammlung am 16. November 2002 ließ sich der Diözesanrat der Katholiken im Bistum Hildesheim von Fachleuten der Sozialakademie in Goslar und des Dekanates Braunschweig für die Arbeiterseelsorge aktivieren. Sie machten Vorschläge für die Gemeinden, der Verbände und kirchlichen Einrichtungen. Die Referenten entwarfen eine umfassende spezielle Pastoraltheologie mit konkreten Anregungen: Zusammenkünfte mit Betriebsräten und DGB-Gewerkschaften, Einzelberatungen in Finanz- und Rechtsfragen, Sachhilfen, Stellungnahmen zur aktuellen Sozialpolitik. Aus dieser „pastoralen Ausgangslage“ ist die Bedeutung für das Leben eines Arbeiters zu sehen: „Was habe ich davon?“

## An die Arbeiter glauben

In der Arbeiterseelsorge ist die „Lektüre“ des Arbeitelbens notwendig. Uns wird

abverlangt, dass wir mit Arbeitern über ihr Leben, über ihre Arbeit sprechen. Und: dass wir in Erfahrung bringen, wie sie selbst darüber denken. Wichtig ist zu wissen, was ein Arbeiter tut, wie sein Arbeitstag aussieht, mit wem er zusammenarbeitet, wie er selbst darüber denkt. Von welcher Bedeutung das ist, schlüsselt Johannes Paul II. auf: Die missionarische Verhaltensweise beginnt immer mit einem Gefühl der Hochachtung vor dem, was „in jedem Menschen ist“ (Joh 2, 25), vor dem, was er selbst im Innersten seines Weges schon erarbeitet hat bezüglich der tiefsten und bedeutendsten Probleme; es handelt sich um die Achtung vor allem, was der Geist in ihm gewirkt hat, der „weht, wo er will“ (Joh 3, 8).

Uns als Kirche dürfte es daher nicht schwerfallen, der Arbeiterschaft und ihren Organisationen den Vertrauensvorschluss zu geben, den andere gesellschaftliche Gruppen schon bekommen; Johannes XXIII. zählte den „Aufstieg der Arbeiterklasse“ zu den „Zeichen der Zeit“, in denen Gott uns seinen Willen kundtut.

Wo in den Lebensangelegenheiten der Arbeiter Mut gemacht, angepackt wird, wo Arbeiter selbst ihr Leben zur Sprache bringen und nicht eine meist abstrakte Theologie verhandelt wird, dort entsteht die „Bewegung“.

Wenn wir vom Leben der Arbeiter ausgehen, um in diesem Leben das persönliche und gesellschaftliche Apostolat voranzubringen, ist es unverzichtbar, mit ihnen in ihrem Leben und in ihrem Einsatz danach zu suchen, wo Gottes Wirken durch sie sichtbar wird, wo es verhindert wird. Die „Lebensbetrachtung“ lebt vom Geist der Hochachtung (Johannes Paul II, Redemptor hominis).

In der „Lebensbetrachtung“ erkunden wir: Was ist passiert? (Tägliche Geschehnisse, Aktionen der Arbeiter, gesellschaftliche Ereignisse.) Gibt es das öfter? (Ist dies ein Einzelfall oder Merkmal der Arbeiter-Lebenslage? Bin ich daran beteiligt?) Warum ist das so? (Gründe im persönlichen Verhalten, in gesellschaftlichen Verhältnissen.) Wie wirkt sich das aus? Auf die unmittelbar Beteiligten und darüber hinaus? Welche

Erwartungen der Beteiligten sind da? Wo haben sie in dieser Situation bereits gehandelt? Welche Haltungen und Worte finden wir in der Hl. Schrift und im Leben anderer Christen? Was müssen wir jetzt tun? (Jeder einzelne? Wir gemeinsam?)

## Ein gemeinsames Ziel

Was in der Arbeiterschaft lebendig ist, wozu die Arbeiterschaft fähig ist, das hat in der Kirche Anerkennung gefunden. Johannes XXIII. stellt in diesem Zusammenhang den „Aufstieg der Arbeiterklasse“ fest und urteilt: „Auf diesem Wege kommen die Menschen dazu, den wahren Gott besser zu erkennen“ (Pacem in terris, 40, 45). Diese Anerkennung hat keine Berührungsangst vor Gewerkschaften und anderen Arbeiterorganisationen, durch die die Arbeiterschaft sich selbst ihren jetzigen Status erkämpft hat.

Die Arbeiterseelsorge geht nun den Weg, den Johannes Paul II. in seiner Homilie an die Arbeiter bei der Eucharistiefeier in Mainz-Finthen am 16. November 1980 beschreibt:

„Paulus von Tarsus verband seine Sendung und seinen apostolischen Dienst mit der Arbeit (2 Thess 3, 7-9), mit der Arbeit eines Handwerkers. Wie Christus das Werk seiner Erlösung mit der Arbeit in der Werkstatt von Nazaret verbunden hat, so Paulus das Apostolat mit seiner Hände Arbeit. Mag dies ein Anruf für viele unter euch sein, nein, für alle, ein Anruf an die ganze christliche Welt der Arbeit: Seht das Problem der Arbeit in den Dimensionen des Erlösungswerkes und verbindet die Arbeit mit dem Apostolat! Die Kirche unserer Zeit bedarf in besonderer Weise dieses Apostolates der Arbeit: des Apostolates der Arbeiter und des Apostolates mitten unter den Arbeitern, um diesen weiten Lebensbereich mit dem Licht des Evangeliums zu erhellen. Genauso, wie es Bischof Ketteler tat! Über der Arbeit des Menschen soll das Licht der Wahrheit und der Liebe Gottes aufleuchten! Sie darf nicht beherrscht sein von den Schatten der Ungerechtigkeit, der Ausbeutung, des Hasses und der Demütigung des Menschen!

---

# Literaturdienst

---

In diesem Apostolat kommt der Arbeiterseelsorge in Diözesen und Gemeinden sowie der Wirksamkeit eurer Verbände, die sich vor allem der Welt der Arbeit zuwenden, eine große Aufgabe zu. Offenbar bekommen Arbeiter am ehesten die verheerenden Folgen innerer Entfremdung mit allen daraus erwachsenden Belastungen für den Glauben zu spüren. Insbesondere eure Verbände, die sich schon vielfach historische Verdienste erworben haben, vor allem die Katholische Arbeitnehmerbewegung, die Christliche Arbeiterjugend und das Kolpingwerk, möchte ich zu neuen und verstärkten Anstrengungen aufrufen – um der Menschen willen, die von Gott erschaffen und von Christus erlöst wurden“.

Wir – die Kirche – haben radikale Analysen der entwürdigenden Lebenslage der Arbeiterschaft, ihrer Klassensituation (2. Vat. Konzil, *Gaudium et spes*, 63). Wir – die Kirche – haben Aussagen zur Würde und zum göttlichen Auftrag jedes einzelnen Arbeiters und der Arbeiterschaft. In Deutschland haben diese Analysen und Aussagen diejenigen ermutigt, die in der Arbeiterseelsorge ständig tätig sind.

**Reinhard Körner: Das Vaterunser. Spiritualität aus dem Gebet Jesu. Benno Verlag, Leipzig 2002, 254 S.; 14,90 EUR.**

P. Reinhard Körner OCD aus dem Karmeliterkloster Birkenwerder bei Berlin hat in den letzten Jahren mehrere kleine Bücher herausgebracht, in denen er vielen Menschen hilfreiche Impulse für ihr geistliches Leben gab. Sie sind zum großen Teil bereits mehrfach aufgelegt und auch in dieser Zeitschrift besprochen worden. Nun hat P. Körner ein umfangreicheres Buch mit obigem Titel herausgebracht, in dem er die vielen bisher veröffentlichten Impulse gleichsam gebündelt hat zu einer „Spiritualität aus dem Gebet Jesu“, wie es der Untertitel sagt. Es geht dem Verfasser also nicht nur um eine neue weitere „Erklärung“ des Herrengebets, das er – wie sein Lehrer, der bekannte, 1999 in Erfurt verstorbene Exeget und Pionier der Vaterunser-Forschung, Prof. Heinz Schürmann – eine Gebets- und Lebensschule nennt. Bevor er die Gebetsworte einzeln erschließt, verwendet er fast die Hälfte des Buches dafür, um die „Vor“-Fragen anzugehen, eine Art „Glaubensschule“ vorzustellen. So spricht er an das „Dilemma des Menschseins“ (zitiert aus J. Ratzinger, Einführung in das Christentum), bei der Frage „Gott oder nicht“ um eine Glaubensentscheidung nicht herumzukommen, wobei er auch kurz aber kenntnisreich neueste Äußerungen von Seiten der Naturwissenschaft zu Wort kommen lässt. Bei der Frage: „Gott – eine Person, ein ansprechbarer Gott?“ setzt er sich mit dem christlichen Verständnis von Gebet und Mystik auseinander, aber auch mit anderen, nicht-christlichen und nicht-theistischen Wegen mystischen Lebens, ebenso mit der zur Zeit kontrovers diskutierten Position von P. Willigis Jäger OSB (60). Wenn er ausführt, dass in der „Abba“-Verkündigung die Mitte der ganzen Glaubens- und Lebenssicht Jesu gesehen werden muss (91), dann behandelt er ausführlich die Problematik, dass im Gegensatz zu der befreienden Gottes-sicht Jesu bis heute unter Gott weithin „ein Gott mit zwei Seiten“ (89) verstanden, ja verkündigt wird, dass viele Menschen noch vom „patriarchalischen Gottesbild“ (99) geheilt werden müssen.

Das Programm der dann folgenden „Erklärung“ des Vaterunser beschreibt der Verfasser selbst so (66): „...Dabei beabsichtige ich, Zeile für Zeile durchzugehen und den Sinn der einzelnen Verse theologisch verantwortet, aber doch möglichst allgemeinverständlich aufzuschlüsseln. Zugleich will ich versuchen, daraus die entsprechenden Schlussfolgerungen für unser Leben zu ziehen. Auch möchte ich Hinweise geben, wie man das Vaterunser bedenken, meditieren, mitbeten und es

sich – ganz nach dem Vorbild Jesu und der frühen Christen – für sich selbst „zurechtbeten“ kann“.

An dieses Programm kann sich R. Körner ausfühlich halten aufgrund seiner umfassenden Kenntnis der Quellen von den Kirchenvätern über Martin Luther bis zur neuesten Literatur in Exegetik und Spiritualität aus allen Konfessionen und auch aus dem Judentum. Das zeigt sich auch in dem ausführlichen Literaturverzeichnis und den zahlreichen Anmerkungen. Er bringt alte, aber vergessene Einsichten wieder ans Licht und informiert über neue, überraschende Erkenntnisse, so z. B. bei der Deutung der wie eine Drehangel in der Mitte des Vaterunser stehenden Brot-Bitte mit der Diskussion über das noch unübersetzbare, in unserem gebräuchlichen Vaterunser-Text fehlende „ton epiúson“ (162), ebenso auch bei den Versen „Geheiligt werde dein Name“ und „Vergib uns unsere Schuld“.

Hier und bei allen Vaterunser-Worten macht er deutlich, wie sie in die Mitte unserer persönlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Not hinein treffen. In sein Buch sind ja eingeflossen die Erfahrungen seiner Jugend-, Studien- und Priesterjahre in der ehemaligen DDR, in denen er selbst über die Begegnung mit Atheisten wie mit gläubigen Menschen und über die ihm von Prof. Schürmann vermittelte Erfahrung mit den Texten der großen karnevalistischen Heiligen zur Grundentscheidung für den Gott und Vater Jesu Christi, den Abba-Gott, gekommen ist. Besonders deutlich wird das auch bei den überzeugenden Ausführungen zum Bittgebet im Schlusskapitel des Buches.

P. Körner weist auch hin auf die im Grunde dringend notwendige Neuübertragung des Vaterunser, die auf Grund der Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte schon bei der Erstellung der ökumenischen Fassung hätte geschehen müssen. Da auf lange Zeit hin aber damit nicht zu rechnen ist, muss um so mehr in Verkündigung und Glaubensgespräch darauf geachtet werden, eine bessere Kenntnis dieses Ur- und Grundgebetes Jesu, als sie bisher verbreitet ist, zu vermitteln. Dazu ist m. E. dieses Buch in hervorragender Weise geeignet, da es – wie alle Bücher von P. Körner – in einer klaren, gewinnenden Sprache verfasst ist. Aus ihm spricht eine Grundeinstellung, die im Glauben froh und innerlich frei machen kann für das „neue alte Gottesbild Jesu“ (73). Der Reichtum dieses Buches mit seiner Fülle von Anregungen erschließt sich im meditierenden Lesen.

Nicht alle werden allen Aussagen des Verfassers zustimmen können, aber seine (auch kirchen-) kritischen Aussagen sind nie polemisch, sondern immer in der Form des „Zuredens und der Einladung“ gehalten (89). Er ist der Überzeugung, dass das Vaterunser ein „heilsamgefährliches Gebet“ (89) ist, das zur Sinnesänderung, zur Umkehr herausfordert.

Nicht nur Seelsorger werden dieses Buch mit großem Gewinn nutzen, um vielfältige Anregun-

gen für die Glaubensverkündigung zu finden; man kann und sollte es suchenden Menschen in die Hand geben, die sich mit ihren Fragen, Zweifeln und Unsicherheiten darin wiederfinden und so in das Gespräch über die Grundfragen des Menschen, über Glauben und Beten einbezogen werden, zumal ja, wie der Verfasser sagt, das Vaterunser allen Menschen gehört (9). *Norbert Friebe*

**Ulla Berkéwicz: Vielleicht werden wir ja verrückt. Eine Orientierung in vergleichendem Fanatismus. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002. 128 S.; 14,90 EUR.**

### *Anstelle einer Rezension*

Lieber J. P.,

die Welt steht in Flammen. Nahezu alles Furchtbare ist der Fall. – „Vielleicht werden wir ja verrückt“, hat Jaron Lanier, der Erfinder des Begriffs „Virtual Reality“, seinem Warnwort die Form der gebrochenen Prophetie gegeben. Unter dieses Wort setzt Ulla Berkéwicz ihre „Orientierung in vergleichendem Fanatismus“ ins Gemenge der feindseligen Fanatiker und der ohnmächtig abwartenden Beobachter. Das musst Du lesen. Wir empfehlen einander ja hin und wieder das eine oder andere Buch. Diesmal tu ich das besonders nachdrücklich.

Denn hier wird gleichsam von einem Außenposten – wenn auch jeweils aus verschiedenem Abstand zu den drei Religionen – deren innerste Gefährdung in ihrem Auserwähltheitsgefühl erinnert. Sie geschieht, wie sie geschah, durch die Höchstwertung von „Gottes Wahrheit“ und „Gottesrecht“ weit vor menschenfreundlicher Güte, Toleranz und Mitgefühl: das Unheil unserer Geschichte erschreckend wirklich aufgezeigt.

Das musst Du lesen: ein kenntnisreiches Buch – in der Benennung von Fakten überquellend und überbordend – nicht in allem mehr zu überprüfen und zu verifizieren – ein Buch über den Fanatismus und den Fundamentalismus, Formen der „Verwahnung“ islamischen Ursprungs, jüdischen Ursprungs, christlichen Ursprungs. Dazwischen Oasen der Imagination aus dem Erlebten und dessen Fundus – packend und spannend erzählt.

Im Kraftfeld und Kräfteressen schwarzweißsicherer, böser und gewaltwütiger Gewissheiten ist jeder individuelle Lebensplan gefährdet und bedroht – und das, was im Großen und Ganzen sichern und retten könnte, bleibt bestenfalls bedet, aber nicht geplant und nicht getan: „Die eine Menschheitshälfte hat wie nie zuvor in ihrer Geschichte die Mittel, Hunger, Krankheit und Unwissenheit, die Ursache für Angst, Terror und Krieg zu hindern“ (S. 111). Statt dessen wird ein ökonomischer Völkermord betrieben. Es ist im Ganzen ein trauriges Buch – wenn auch manchmal voller Witz – über eine traurig stimmende, sorgenschwere Welt.



Doch im Dunkel schimmern wie Gold Einsichten, die dem Gläubigen und dem, der den Glauben sucht und versucht, ans Herz rühren. Verschiedene Quellen spülen es doch zu uns. Wie es funkelt, davon einige Proben: „die Gewissheit, dass eine vom Menschen unabhängige Weltordnung existiert, deren Wesen vom Verstand nicht erfasst werden kann“ (S. 12). – „Die Geburtswehen des Messias‘, so wird im Jüdischen die Zeit dazwischen genannt, in der die Gottlosigkeit Raum gegriffen hat, die Katastrophen ihren Lauf nehmen, doch das Bewusstsein für das Erlösende schon erwacht ist“ (S. 56f.) – „Der Messias ist der König, der nicht mehr von außen befiehlt“ (S. 58) – jüdisch ist der „Atheismus der Vernunft“ (S. 60) – „die Aufstellung der Gegenstandslosigkeit (ist) höchste Erkenntnis“ (S. 71) – Es geht heute, jetzt, um geistliche Erneuerung, „weil nix mehr zündet ohne Spiritualität; Konsum und Gewalt ausgenommen“ (S. 96) – und schließlich in der Weisheit von Lessings Nathan, in der der Essay lebt und bebt, der schöne Schluss, in einer Moschee hinterm Frankfurter Hauptbahnhof erfüllt und erbetet: „Es ist derselbe Gott, den Juden, Christen, Moslems haben, dieselbe Wüstenwurzel, derselbe eine Wüstengott vom Sinai; – und meiner ist doch sowieso ein anderer, ein Alles und ein Nichts ist er von überall und nirgendwo.“ – und dabei doch auch – beigebracht – die bittere Erinnerung an „die Märtyrer, die christlichen, islamischen (gibt es auch jüdische?)...“ (S. 122f) mit einem Gefühl großer Übelkeit.

Ich bestaune diese Geschichten, die sich biographisch geben – und frage, ob sie es denn auch sind – oder wahre Fiktion. Und ich verzichte darauf, die Fülle des als historisch beigebrachten zu verifizieren. Ich kann es nicht. Aber die Wahrheit des Buches leuchtet in meinem Verstand und wärmt mein Herz – ermutigend und stark. Ich empfehle es Dir sehr.

Wie immer Dein *Hans Günter Bender*

**Alfred Läßle: Adolf Hitler – Psychogramm einer katholischen Kindheit. Christiana-Verlag, Stein am Rhein 2001. 226 S.; 12,80 EUR.**

**Joachim Fest: Der Untergang – Hitler und das Ende des Dritten Reiches. Alexander Fest Verlag, Berlin 2002. 208 S.; 17,90 EUR.**

Wer war Adolf Hitler? „Das Monster des 20. Jahrhunderts hat der Hitler-Biograph Joachim Fest einen Artikel im SPIEGEL (Nr. 43, 1999) überschrieben. Gewiss. Aber wie ist er es geworden? Das vorliegende Buch von A. Läßle, dem bekannten katholischen Theologen und Schriftsteller, befasst sich ausschließlich mit dem Elternhaus, der Kindheit und Jugend Hitlers. Er hatte einen despotischen Vater, der seinen Sohn mit tiefen Traumata geprägt hat, und eine sehr liebe Mutter, die ihr schweres Leben aus der Kraft ihres

katholischen Glaubens getragen hat. Ihr Sohn Adolf war ihr „Kronprinzip“. Er hat sehr an seiner Mutter gehangen. Ihr früher Tod war eine Katastrophe für ihn. Der Hausarzt berichtet: „Ich habe in meiner beinahe vierzigjährigen Tätigkeit nie einen jungen Menschen so schmerzgebrochen und leiderfüllt gesehen, wie es der junge Adolf Hitler gewesen ist.“ Er verlässt seine Heimat und verliert mit seiner Familie auch seine katholischen Wurzeln. Anklänge daran lassen sich aber durch sein ganzes Leben feststellen. Unter dem Einfluss von Professor Karl Haushofer wird der Sozialdarwinismus zu seiner Weltanschauung: Es gibt wie im Tierreich nur das Recht des Stärkeren. Dazu ist er besessen vom Antisemitismus, obwohl seine Familie einen guten jüdischen Hausarzt hatte, der den jugendlichen Adolf in seiner Wiener Zeit noch finanziell unterstützt hat. 1908 sandte Hitler ihm „Die herzlichsten Neujahrswünsche. Ihr stets dankbarer Adolf Hitler: Wie konnte er dann Antisemit werden? Läßle stellt fest: Er hatte ein „messianisches Selbstbewusstsein“ und war auf seine Art „religiös“, glaubte fest, dass der „Herrgott“, „die Vorsehung“ ihn bestimmt hatte, die Welt zu verändern. „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“

Die Katastrophe, die Hitler ausgelöst hat, hatte apokalyptische Ausmaße. J. Fest schildert die letzten Wochen im Führerbunker in Berlin bis zum Untergang, der für seine Anhänger ein Weltuntergang war. Als Christ fragt man sich: Wozu lebte solch ein Mensch? Warum hat Gott diese Katastrophe zugelassen, 50 Millionen Tote, hunderte verbrannte Städte, den Holocaust? Läßle sagt mit Recht dazu: „Diese Frage wird wohl erst im Jenseits beantwortet werden.“ Wird Hitler seine Mutter wiedersehen? Wird sie im Himmel selig sein, wenn sie ihn in der Hölle weiß? Hat Gott die Möglichkeit, einen solchen Menschen noch zu retten? Auch das werden wir erst am Jüngsten Tag erfahren.

*Hermann-Josef Lauter OFM*

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

„Vor meinen Augen liegt das weite, weite Meer, ganz spiegelglatt und leer, einsam und groß – gewaltig und schön. Eine gewaltige Schönheit ruht darin – aber Schönheit kann nicht trösten, ach, es gibt nichts anders, das trösten könnte, als Gott allein. Ich habe eine kleine halbe Stunde, solange ich noch allein war, in meiner kleinen, sehr zerschundenen Bibel gelesen und habe mich ganz der Größe und Gewalt des Wortes Gottes hingegeben, und es hat mich wirklich getröstet... Wir sind doch sehr klein. Mit unserer Angst und unserer Furcht und unseren wirklich irdischen Kummernissen.“

*Heinrich Böll an Annemarie Böll*

## PISA I

Dass Deutschland im Pisa-Test schlecht abgeschnitten hat, kann den Kenner der abendländischen Bildungsgeschichte kaum verwundern: Das schlechte Abschneiden scheint ihm in die Wiege gelegt. Denn schon von Karl dem Großen ist bezeugt, dass er sich mit dem Schreiben schwer tat, und das, obwohl sein Lehrer aus Pisa kam. Ursache damals: Überalterung des Lehrkörpers und zu späte Einschulung. Wer's nicht glauben will, kann es nachlesen, und zwar bei Einhard, dem Biographen Karls des Großen. Er schreibt im 25. Kapitel seiner Vita Caroli Magni:

„Der Diakon Peter von Pisa (!), der schon ein alter Mann (!) war, lehrte ihn Grammatik. Ein anderer Diakon, Albinus, genannt Alkuin, ein Mann sächsischer Abstammung aus Britannien, der der größte Gelehrte seiner Zeit war, unterrichtete ihn in den übrigen Wissenschaften: Der König verwendete viel Zeit und Mühe auf das Studium der Rhetorik, Dialektik und besonders der Astronomie. Er lernte Rechnen und verfolgte

mit großem Wissensdurst und aufmerksamem Interesse die Bewegungen der Himmelskörper. Auch versuchte er sich im Schreiben und hatte unter seinem Kopfkissen im Bett immer Tafel und Blätter bereit, um in schlaflosen Stunden seine Hand im Schreiben zu üben. Da er aber erst verhältnismäßig spät (!) damit begonnen hatte, brachte er es auf diesem Gebiet nicht sehr weit.“

*Dr. Michael Böhnke, Aachen*

## PISA II

Nach den Sommerferien feierten wir einen Gottesdienst, der den Dank für die Ferienzeit thematisieren sollte. Die Gottesdienstteilnehmer wurden eingeladen auf bunten Sonnenstrahlen ihren Dank zum Ausdruck zu bringen. Alle Strahlen wurden um eine Sonne gehängt. Beim Betrachten des Werkes fiel mir ein Sonnenstrahl besonders ins Auge: „Schöne erlebnisse haben wir zu Samen.“

*Kpl. Dirk Peters, Bergisch Gladbach*

## Herodes und die Weisen

Die Lehrerin erzählte den Kindern die biblische Geschichte über Herodes und die Weisen. Eine Schülerin schieb dann in ihrem Aufsatz:

„Herodes wartete lange auf die Weisen. Jedes Mal, wenn ein Kamel um die Ecke bog, dachte er, es sei ein Weiser.“

*Pfr. Josef Wehling, Mülheim*

## Hinweis

Das in der Januar-Ausgabe besprochene Buch von Uli Heuel „Mach mehr aus deinem Leben!“ ist wegen des Konkurses des Styria Verlages nur noch zum Sonderpreis über den Autor erhältlich.

Fax: 02 21/24 70 13.